Bedingungen.

Das Abonnement, welches im **Voraus** zu entrichten, beträgt bei Entnahme von **2 Bänden,** welche täglich getauscht werden können:

für einen Monat	2 Mk.
für drei Monate . . . . , ...	5 Mk.
für sechs Monate	9 Mk.
für ein Jahr	16 Mk.
Lesegebühr pro Band und Tag für deutsche Bücher	6 Pfg.
" " " " " " fremde Sprachen	10 Pfg.

Auswärtige Abonnenten haben außerdem noch eine Gebühr von **20 Pfg. pro Monat** zu entrichten. Sie erhalten **6 Bände,** welche **wöchentlich einmal** auf ihre Kosten und Gefahr getauscht werden können.

Die Operntexte, die Illustrirten Zeitschriften vom laufenden Jahre, sowie die unaufgeschnittenen Deutschen Bücher sind mit **10 Pfg. pro Band und Tag** zu bezahlen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorräthig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Neu eintretende Abonnenten haben eine Einlage — je nach Zahl des Entnommenen — zu entrichten.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
4 Löwengrube 4
(schräg gegenüber der Hartmannstraße.)

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping)
29 Kaufingerstraße 29.

Fll. 1899. 5000.

Des Erbprinzen Weltreise.

Des Erbprinzen Weltreise.

Humoristischer Roman

von

Arthur Zapp.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

I.

Der alte Meinecke, der Kammerdiener Seiner Hoheit, war jeden Morgen der erste, der der Gnade teilhaftig wurde, vor dem Antlitz des regierenden Herrn zu erscheinen. Um Punkt acht Uhr erhob sich der Herzog vom weichen Lager, um sich für die nächste Stunde den geschickten Händen des ihm ganz unentbehrlichen Kammerdieners zu überlassen. Kabinettsräte und Minister hatten, seit der Herzog die Regierung angetreten, in mehr oder minder rascher Folge gewechselt, der alte Meinecke aber behauptete nun schon fast dreißig Jahre lang seinen Platz.

Der Herzog war ein etwas hypochondrischer Sechziger und hatte in seinen jüngeren Jahren in dem Rufe eines flotten Lebemannes gestanden. Nun war der hohe Herr nicht mehr ganz taktfest; nervöse

und rheumatische Leiden vergällten ihm manche Stunde und seit Jahren war es sein eifrigstes Bemühen, sich auf dem Wege regenerierender Kuren einen Teil seiner früheren Frische und Genußfähigkeit zurückzugewinnen.

Neuerdings hatte sich Seine Hoheit dem kalten Wasser als Heilmittel zugewandt und war einer der überzeugtesten Kneippianer geworden. Der alte Meinecke hatte von dem weltbekannten Pfarrer von Wörishofen persönliche Unterweisungen erhalten und eine seiner wichtigsten Aufgaben war es, seinen Herrn der Segnungen des Kneippschen Heilverfahrens teilhaftig zu machen.

Zuerst wurden Seiner Hoheit mittelst eigens dazu konstruierter Gießkannen, die ein Hoflakai jeden Morgen gefüllt bereitzustellen hatte, vom alten Meinecke eine Anzahl Brust-, Rücken- und Kniegüsse versetzt. Dann, nachdem der Herzog unter Assistenz seines Kammerdieners Toilette gemacht, folgte im Anschluß an die kalten Güsse ein halbstündiges Barfußgehen auf mit kaltem Wasser besprengten Steinfliesen, die eigens zu diesem Zwecke in einem

an das Schlafzimmer Seiner Hoheit anstoßenden Gemache gelegt worden. Während der hohe Herr in ziemlich lebhaftem Tempo auf- und abwandelte, durfte ihm Meinecke mit allerlei Geschichten aufwarten, die zumeist dem Stadtklatsch entnommen waren, die aber — das war Seiner Hoheit strenger Befehl — beileibe nicht ernsthaften Charakters sein durften — um nicht den Herrn in eine der Kur schädliche Erregung zu versetzen.

Nach diesen nicht geringen Anstrengungen der vom hochwürdigen Naturarzt vorgeschriebenen Kur belohnte den hohen Herrn ein kompaktes Frühstück, das nach englischer Manier serviert wurde, und erst eine halbe Stunde später setzte sich Seine Hoheit sozusagen auf den Thron und erledigte die laufenden Regierungsgeschäfte. Zuerst hatte ein für allemal der Hofmarschall die Ehre des Empfanges. Es war eine ernste, fast sorgenvolle Miene, mit der Baron Kottwitz heute bei seinem Herrn eintrat. Dem Herzog fiel es sogleich auf, nachdem der alte Höfling nach der tiefen Verbeugung an der Thür seinen geschmeidigen Oberkörper wieder emporgerichtet.

„Was haben Sie, lieber Kottwitz?“ fragte Serenissimus huldvoll — denn am Morgen nach der stimulierenden, erfrischenden Wirkung der Kneippkur pflegte die Gnade Seiner Hoheit am lebhaftesten zu strahlen — „Wie viele Robber haben Sie gestern abend verloren?“

Die Kummerfalten in dem verwitterten Antlitz des Hofmarschalls machten für einen Augenblick einem glücklichen Lächeln Platz. Es war doch überaus liebenswürdig von Serenissimus, von den häuslichen Gewohnheiten seines unterthänigsten Dieners, der, wenn ihn nicht der Hofdienst in Anspruch nahm, des Abends im Familienkreise seine Partie Whist zu spielen pflegte, so gnädig Notiz zu nehmen.

„Vier Robber gewonnen, Hoheit,“ entgegnete Herr von Kottwitz und verneigte sich dankend.

„So, und dann machen Sie ein Gesicht, als wenn Sie den ganzen Abend über kein Spiel in die Hand bekommen hätten!“

Wieder zeigte der Hofmarschall die bekümmerte Miene von vorher. Dann holte er tief Atem, und seinem Rücken die seit langen Jahren gewohnte ge-

krümmte Haltung gebend, sagte er: „Es ist das Bedauern, meinem allergnädigsten Herrn mit der Meldung einer — hm — einer höchst peinlichen Affaire aufwarten zu müssen.“

„Wie? — Was sagen Sie da, Kottwitz?“

Der Herzog runzelte die Brauen und seine schlanken, weißen Hände streckten sich in unwillkürlich abwehrender Geste gegen den Sprechenden aus. Es war Prinzip bei ihm, sich alles Unangenehme, was seiner Seele Gleichgewicht irgendwie zu stören geeignet sein konnte, möglichst vom Leibe zu halten, denn nichts nutzte nach seiner Überzeugung die Lebenskraft so sehr ab, als Aufregung und Ärger.

Der Hofmarschall zuckte leicht mit den Achseln und bemerkte, ganz durchdrungen von der Verantwortlichkeit seines Amtes, mit gewichtiger Miene: „Ich würde fürchten, mich einer Pflichtversäumnis schuldig zu machen, wenn ich Euer Hoheit nicht wahrheitsgetreuen Bericht erstattete. Die Stadt ist voll davon, unsere Presse, besonders der oppositionelle Teil, wird sich die Sache nicht entgehen lassen — schon wegen der dabei beteiligten Persönlichkeiten —“

Der Höfling heftete einen forschenden Blick auf seinen Herrn. Dieser trommelte nervös mit den Fingern auf das Lesepult, vor dem er sich niedergelassen, kämpfte noch einen Augenblick mit sich und befahl dann kurz: „So sprechen Sie! Aber bitte, möglichst ohne Umschweife und ohne ermüdende Details!“ Dabei sah der Herzog nach der auf einem Ebenholzsockel stehenden Stutzuhr hinüber, einem Kunstwerk aus Gold und Edelsteinen, das ihm zu seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum von einem befreundeten Souverän verehrt worden war.

Der Hofmarschall begann: „In verwichener Nacht hat eine Anzahl von jungen —“ der Höfling stockte einen Augenblick — „von jungen Herren der Ebeling eine lärmende Ovation gebracht und ist von da vor das Haus des Fräulein Behringer gezogen und hat die verehrte Künstlerin durch eine sehr häßliche Kundgebung — hm — durch eine sogenannte Katzenmusik aus dem Schlummer aufgeschreckt.“

Dem Herzog stieg jäh eine Zornesröte ins Gesicht. Seine auf dem Pult aufliegende Hand

ballte sich zur Faust. Aber schon im nächsten Moment wurde er inne, daß er im besten Zuge sei, sich in eine schädliche Aufregung hineinzuärgern. Rasch fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er mit den Zornesfalten die aufkeimende Erregung hinwegstreichen. Dann richtete er seinen etwas zusammengesunkenen Oberkörper straffer in die Höhe und entgegnete in kühlem, verweisendem Tone, während seine Mienen einen mißbilligenden Ausdruck annahmen: „Die Notwendigkeit, mich von jedem Unfug in Kenntnis zu setzen, der in der Stadt geschieht, begreife ich nicht, lieber Kottwitz. Mir scheint, es genüge, wenn Polizei und Gericht sich dergleichen annehmen."

Der Hofmarschall klappte ordentlich in sich zusammen. Er biß sich auf die Lippen, sein gelblicher Teint nahm eine noch hellere Färbung an. Er wußte im ersten Moment nicht, wie er sich dem so offen und ungnädig ausgedrückten Wunsch seines Herrn gegenüber verhalten sollte, nichts weiter von der unerquicklichen Angelegenheit hören zu wollen. Aber sein Zögern dauerte nur ein paar kurze Se-

kunden, dann streckte er sich wieder ein wenig nach oben. „Hoheit verzeihen gnädigst," begann er mit leiser, gleichsam tastender Stimme, „in der Stadt faßt man, so viel ich in der Kürze erkunden konnte, die beiden ohne Zweifel in innerem Zusammenhang stehenden Kundgebungen als eine Demonstration auf —"

Der Höfling schwieg vorsichtig und blinzelte zu seinem Herrn hinüber. Der Herzog legte den Kopf in den Nacken und zog die Brauen empor.

„Sie meinen gegen die Kündigung, die Sie in meinem Auftrage der Ebeling zugestellt haben?"

„Zu Befehl, Hoheit. Das ist die Ansicht im Publikum."

Um die Mundwinkel des Herzogs gruben sich geringschätzige Falten, die Finger seiner Rechten spreizten sich vornehm abwehrend. „Die Motive der randalierenden jungen Leute interessieren mich nicht," bemerkte er von oben herab. „Ich werde ihnen nicht die Ehre anthun, von ihrer ungebührlichen Willensäußerung Notiz zu nehmen. An meiner Entscheidung wird nichts geändert. Die Ebeling

geht mit Ende der Saison. Fräulein Behringer bleibt nach wie vor erste und einzige Heroine meines Theaters."

Herr von Kottwitz beeilte sich, durch eine tiefe Verbeugung den Befehl seines Herrn gehorsamst entgegenzunehmen. Der Herzog erhob sich, trat schweigend an das Fenster und blickte eine Weile sinnend durch die Spitzenvorsetzer, die dem Einblick, aber nicht dem Ausblick wehrten, auf die Straße hinab. Nach einer Weile wandte er halb den Kopf nach dem Hofmarschall herum und fragte, ohne den Blick auf den Gefragten zu richten: „Wie geht es Mela — Fräulein Behringer?"

Der Höfling gestattete sich eine blitzschnelle höhnische Grimasse, da er die Augen seines Herrn nicht auf sich fühlte, gleichsam zur Entschädigung für die ihm vorher zu teil gewordene Zurechtweisung. Seine Stimme jedoch erklang im allerrespektvollsten Ton: „Die verehrte Künstlerin ist in der Nacht von einem heftigen Weinkrampf heimgesucht worden und hat den Arzt rufen lassen. Ihr Auftreten ist für die nächsten Tage unmöglich."

Der rechte Fuß Seiner Hoheit trat in schneller Folge mehrmals den Fußboden, dann wandte er sich mit einer heftigen Bewegung vom Fenster hinweg und schritt einige Male vor dem in devoter Haltung dastehenden Höfling auf und ab. Ein Blick in das Spiegelglas, das breit und hoch in die Wandtäfelung eingelassen war, dämpfte jedoch die Aufregung rasch wieder. Die geschwollenen Adern auf seiner Stirn, die beängstigende Röte seiner Wangen erfüllten Seine Hoheit mit Schrecken. „Ruhe!“ raunte er sich zu und faßte ängstlich nach dem Herzen, dessen Schläge einander übermäßig schnell zu folgen schienen. „Ersuchen Sie meinen Leibarzt,“ wandte er sich befehlend an Herrn von Kottwitz, „mir Bericht über das Befinden der Künstlerin zu erstatten.“

„Zu Befehl, Hoheit!“

„Was die nächtlichen Ruhestörer betrifft, so erwarte ich, daß sie ihrer exemplarischen Bestrafung nicht entgehen werden. Man hat doch die Persönlichkeiten festgestellt?“

„Zu Befehl, Hoheit, aber —“

Der Hofmarschall krümmte den Rücken und räusperte sich mit verlegener Miene, als habe er noch eine Mitteilung, für die er nicht gleich den schicklichen Ausdruck fände.

Seine Hoheit fing an, nervös zu werden.

„Nun? So sprechen Sie doch! Wer waren denn die Excedenten?"

„Einige junge Künstler, darunter der Maler Kern, den Seine Hoheit Prinz Egbert mit der durchlauchtigen Freundschaft beehren."

Das Gesicht des Herzogs verfinsterte sich.

„Noch immer — trotz meines ausdrücklichen Verbots?" Der Herzog begann wieder aufgeregt auf- und abzuschreiten. „Für den künftigen Herrscher ziemen sich Intimitäten mit Personen in so niedriger Lebensstellung nicht. Mein Neffe muß sich daran gewöhnen, sich im Umgange auf den Kreis seiner Kavaliere zu beschränken."

Der Hofmarschall räusperte sich wiederholt. Seine Unbehaglichkeit wuchs. Er krümmte sich förmlich unter der schwierigen Aufgabe, die ihm noch bevorstand. Er wußte, daß das, was er noch zu

melden hatte, den Herzog aufs tiefste erzürnen würde und daß über ihn der erste heftige Sturm des hohen Unwillens hereinbrechen würde, und doch konnte er sich seiner Pflicht nicht entziehen.

„Ich bin unglücklich,“ begann er stammelnd, „Euer Hoheit melden zu müssen, daß dieser Verkehr des Prinzen Egbert mit dem Maler Kern und seinen Freunden bis in die jüngste — bis in die allerjüngste Zeit fortgedauert hat.“

Der Sprechende legte einen so deutlichen Nachdruck auf das „allerjüngste“, daß der Herzog lebhaft herumfuhr und die weitgeöffneten Augen in starrem Erstaunen auf den in einer tiefen Verbeugung sein Heil suchenden Höfling heftete.

„Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß mein Neffe —“ Seiner Hoheit erstarb das Wort auf der schwer werdenden Zunge.

„Zu Befehl, Hoheit. Prinz Egbert wurde heute nacht in der Gesellschaft der jungen Leute betroffen und stand sozusagen an ihrer Spitze.“

Der Hofmarschall that einen tiefen Atemzug. Gott sei Dank. Es war heraus. In devotester

Haltung, die Stirn zur Erde gekehrt, erwartete er das weitere. Seine Hoheit fuhr erbleichend zurück. Der Zorn übermannte ihn so stark, daß er ganz seines Prinzips, sich durch nichts in Aufregung versetzen zu lassen, vergaß.

„Also Prinz Egbert demonstriert gegen mich," grollte er. „Ein erbauliches Beispiel, das der Thronfolger dem Volke giebt in einer Zeit, da so wie so alle Bande der Ordnung sich von Tag zu Tag mehr lockern, da es keine Frömmigkeit, keinen Respekt mehr unter den Leuten giebt." Der Herzog wandte sein Gesicht, das sich wieder puterrot gefärbt hatte, dem zitternden Hofmarschall zu. Seine Augen sprühten Zornesfunken. „Sie trifft die Schuld in erster Linie, Sie, Herr von Kottwitz," schalt er heftig weiter. „Sie tragen mir gegenüber die Verantwortung. Ihre Pflicht wäre es, solchen Dingen vorzubeugen, sich mehr um das, was Prinz Egbert treibt, zu kümmern, ihm Vorstellungen zu machen, so lange es noch an der Zeit ist. Es ist kein Verdienst, hinterher zu kommen, zu klagen und zu winseln, wie ein altes —"

Dem alten Hofbeamten gab es einen Ruck. Der

Herzog aber brach jäh ab, denn er wurde plötzlich gewahr, daß er seinem Ärger allzusehr nachgegeben. Nicht die Wahrnehmung, daß er im Begriff gewesen, seinem alten, treuen Diener eine Beleidigung an den Kopf zu werfen, war es, die ihn mit einem Male besänftigte, sondern die Furcht vor etwaigen schlimmen Folgen seiner Zornesaufwallung. Wie ein drohendes Gespenst trat die Möglichkeit eines Schlaganfalls vor ihn hin, die ihn schon seit Jahren ängstigte, und hastig warf er von neuem prüfende Blicke in den Spiegel. Dick lagen die Adern auf der Stirn. Die Farbe seines Gesichts spielte ins Bläuliche. Er erinnerte sich irgendwo gelesen zu haben und auch sein Leibarzt hatte es ihm wiederholt bestätigt, daß bei heftigen Gemütsbewegungen nichts so zuträglich sei, als in irgend welcher körperlichen Kraftanstrengung eine Ableitung für die kochende Erregung zu suchen. Und so wandte er sich zu seinem Schreibtisch, ergriff den neben dem Schreibnecessaire liegenden großen Bismarckbleistift und brach ihn mit kräftigem Ruck mitten durch, die Stücke heftig auf den Tisch zurückschleudernd.

„Gehen Sie!“ herrschte er den Höfling an,

„schicken Sie mir den Prinzen!“ — Der Hofmarschall verbeugte sich und näherte sich, froh, davonzukommen, eiligst der Thür. „Noch eins!“ rief ihm der Herzog nach. Der Hofmarschall schnellte erschrocken herum, so rasch es seine Jahre erlaubten. „Wenn Sie sich nicht mehr den vollen Anforderungen Ihrer Pflichten gewachsen fühlen, Herr von Kottwitz, so —“

Der alte Höfling, der im Hofdienst grau geworden, knickte zusammen und sah die entlassende Handbewegung seines Herrn nicht. „So reichen Sie Ihren Abschied ein,“ ergänzte er bei sich den abgebrochenen Satz des Herzogs. Die Entlassung aus dem herzoglichen Dienst war das Schreckgespenst, das schon seit Jahren in seinen Träumen spukte und seine Tage verbitterte. Er hing mit allen Fibern seines inneren und äußeren Seins an seiner Stellung, die ihm Wichtigkeit und Einfluß verlieh. Dazu kamen die materiellen Vorteile. Erst im Vorjahre hatte Serenissimus gnädigst die Schulden seines Sohnes bezahlt, der in Berlin bei der Garde stand und ihm viele Sorgen machte. Und würde sich für Lucie, seine Tochter, eine annehmbare Partie

finden, wenn er der Bedeutung, die ihm seine Stellung als Hofmarschall und langjähriger Vertrauter Seiner Hoheit verlieh, verlustig ging?

„Hoheit,“ stammelte er, während ihm der Angstschweiß auf die Stirn trat, „Hoheit wollen gnädigst berücksichtigen —“

„Schon gut!“ unterbrach ihn der Herzog ungeduldig. „Schicken Sie mir den Prinzen!“

Der Hofmarschall schob sich rückwärts aus dem herzoglichen Arbeitszimmer hinaus.

II.

Prinz Egbert hatte seine Gemächer in einem Flügel des alten herzoglichen Schlosses. Seit zwei Jahren lebte er in der herzoglichen Residenz, nachdem ihn der Tod seines Vetters, des einzigen Sohnes des seit lange verwitweten Herzogs, zum Erben des Throns gemacht. Seine Kindheit und einen großen Teil seiner Jugendzeit hatte er in glücklicher Ungebundenheit auf dem väterlichen Gute verlebt. Sein Vater, der jüngere Bruder des regierenden Herzogs, hatte für seine Person auf die Thronfolge verzichtet. Nichts war ihm verhaßter als die Hofetikette und mit seinem Bruder hatten ihn nie engere Bande verknüpft. Beide waren in allen ihren Anschauungen sowohl, wie hinsichtlich ihrer Neigungen grundverschieden. Während der Herzog ganz in dem Bewußtsein seiner Souveränität aufging und sich streng der Tradition gemäß mit einem Wall von Hofschranzen gegen die

Berührung mit der Außenwelt abschloß, liebte Prinz Adolf einen ungezwungenen Verkehr mit Männern, die ihn geistig anregten. Er besaß ein lebhaftes Temperament und einen regen Sinn für die Kunst und war mit besonderer Inbrunst der Malerei zugethan. Er selbst führte mit Talent und Fleiß den Pinsel, während seine Gemahlin, die einem mediatisierten Fürstengeschlecht entstammte, mit ebenso großer Leidenschaft die Musik pflegte. Auf dem in ländlicher Abgeschiedenheit liegenden Schlosse des kunstsinnigen Fürstenpaares war zu jeder Jahreszeit eine Anzahl von Künstlern zu Gaste und während der Prinz mit Stolz einen Teil seiner Gäste zwischen den mit vieler Sorgfalt und großen Kosten zusammengetragenen Schätzen seiner Gemäldegalerie umherführte, übte die Prinzessin, die selbst eine künstlerisch gebildete Pianistin war, mit den anwesenden Musikern Quartette ein, die am Abend die Gesellschaft im Musiksaal des Schlosses versammelten. Die ersten achtzehn Jahre seines Lebens hatte Prinz Egbert in dieser kunstsinnigen Umgebung zugebracht, dann hatte er drei Jahre lang Jura studiert und war darauf als

Sekondelieutenant in das erste Garderegiment zu Potsdam eingetreten. Aber weder die Rechtswissenschaft noch der Waffendienst hatte ihm Interesse abgewonnen und als ihn nach dem plötzlichen Tod seines Vetters der Herzog zu sich berufen, damit er unter seinen Augen in seinen künftigen hohen Beruf hineinwachse, hatte er mit einem Gefühl der Befreiung dem geistig öden Soldatenstand den Rücken gekehrt. Während der ersten Monate gefiel sich der junge Prinz in seiner neuen Würde nicht wenig. Er war noch zu jung, als daß nicht die außerordentliche Wichtigkeit, die man ihm als Thronfolger in der kleinen Residenz beimaß, einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht hätte. Aber der Rausch der Erhabenheit, der während der ersten Zeit sein Gehirn umnebelte und ihn über die Monotonie seines Daseins hinwegtrug, wich bald einer nüchterneren Auffassung. Die würdevolle Haltung, in die ihn die starre Ehrfurcht der Hofgesellschaft förmlich hineingezwungen, wurde ihm von Tag zu Tag lästiger und sein ursprüngliches, lebhaftes Naturell brach sich mehr und mehr Bahn. Er begann Anregung und Zerstreuung

außerhalb des Hofes zu suchen. Mit der kleinen Künstlerkolonie, die sich in der herzoglichen Residenz angesiedelt hatte, knüpfte er durch einen jungen Maler Beziehungen an, mit dem ihn seit seiner Kindheit ein inniges Freundschaftsverhältnis verband. Oswald Kern war der Sohn des Güterdirektors des Prinzen Adolf und er war der Unterrichtsgenosse und Spielgefährte des prinzlichen Kindes gewesen. Prinz Egbert hatte es mit herzlichster Freude begrüßt, als Oswald Kern sich endlich auf seine dringenden Bitten entschlossen hatte, ihm nach seinem neuen Wohnort zu folgen. Von nun an begann ein neues Leben für den jungen Prinzen, dem inmitten eines öden, ganz in äußerem Formenkultus aufgehenden Schranzentums wie einem Verschmachtenden zu Mute war. Einen großen Teil seiner Zeit brachte er in den Malerateliers zu und die Kneiptafel der Künstler sah ihn fast täglich. In der Stadt aber bildete bald Prinz Egberts Tafelrunde das Tagesgespräch und die Schnurren und Schwänke, welche von dem lustigen Künstlervölkchen unter Anführung des Thronfolgers verübt wurden, gingen von Mund zu Mund . . .

Es war schon neun Uhr, als der Kammerdiener des Prinzen in das Schlafgemach trat und seinen Herrn weckte.

„Herr Kern ist da und läßt Euer Hoheit guten Morgen wünschen,“ meldete der noch jugendliche Diener, den sich der Prinz vom väterlichen Schlosse mitgebracht hatte.

Der Schläfer, der eben erst aus tiefem Schlummer emporfuhr, reckte sich und gähnte ein paarmal herzhaft und rieb sich ein paar Sekunden lang die blinzelnden Augen, ehe es ihm gelang, sich völlig zu ermuntern.

„Gut, Fritz!“ beschied er endlich, „sage Herrn Kern, er solle sich eine Cigarre anstecken, ich käme gleich.“

Zehn Minuten später betrat der junge Prinz, eine kräftige, elastische Gestalt mit frischem, gebräuntem Gesicht, aus dem die hellen, blauen Augen frohmütig und ein wenig schwärmerisch in die Welt blickten, sein Studierzimmer.

Kern saß vor einer Staffelei und betrachtete mit kritischen Blicken das erst vor kurzem angefangene

Bild. In dieser Beschäftigung ließ er sich auch durch den Eintritt des Prinzen nicht stören, dem er nur, ohne aufzublicken, ein „Langschläfer“ entgegenrief.

Nach einer Weile, während der Prinz mit sichtlicher Spannung an seinen Mienen gehangen, bemerkte der junge Maler: „Also Du hast wieder einmal den Pinsel in die Hand genommen?“

„Ja, zum ersten Mal seit den zwei Jahren, die ich hier bin,“ gab der Prinz etwas beklommen zurück. „Wie findest Du's?“

Der Maler kniff die Augen ein und antwortete: „Für einen Dilettanten recht brav.“

Der Prinz lächelte ärgerlich. „Das Lob hättest Du für Dich behalten können,“ brummte er ein wenig pikiert.

„Soll auch gar kein Lob sein,“ lachte Kern zurück. Er stand auf, trat dem Prinzen ein paar Schritte näher und sagte ernst: „Ich will Dir etwas sagen. Laß die Hand davon! Für einen Dilettanten bist Du zu sehr künstlerisch geschult, als daß Du an der Kleckserei wirklichen Gefallen finden könntest. Herrgott, Du hast's ja gar nicht nötig, das Heer

der mittelmäßigen Maler um einen zu vermehren."

Prinz Egbert biß sich auf die Lippen, das Blut stieg ihm heiß in die Wangen und er zuckte unter den schonungslosen Worten des Freundes sichtbar zusammen. Im ersten Augenblick fühlte er sich versucht, etwas Heftiges zu entgegnen, aber er bezwang sich und erwiderte nur, leise grollend: „Höre mal, höflich bist Du gerade nicht, Kern."

„Aber ehrlich und aufrichtig und das halte ich Dir gegenüber für meine Pflicht. Schmeicheleien hörst Du von den Schranzen genug."

„Aber immerhin könnte man doch die Wahrheit, oder was man dafür hält, etwas weniger in der Manier eines Grobschmiedes von sich geben."

Der Prinz warf sich in den vor der Staffelei stehenden Sessel und drehte dem Freund ärgerlich den Rücken. Dieser aber trat dicht vor den Prinzen hin und machte eine ironisch tiefe Verbeugung. „Hoheit haben nur zu befehlen."

Der Prinz lachte laut auf, sprang von seinem Sitz empor und reichte dem Freunde die Hand.

„Du hast recht. Na, 's ist schon vorüber. Die Luft hier verweichlicht einen. Und was meine Arbeit betrifft —" er trat zur Staffelei zurück, betrachtete das Bild ein paar Sekunden mit gerunzelten Brauen, packte es dann energisch und drehte es herum — „da hast Du ebenfalls recht: 's ist Pfuscherei!"

Der Maler nickte. „Das ist es. Na, es kann ja nicht jeder ein Raphael sein. Vielleicht blüht Dir auf einem andern Gebiet der Kunst der Lorbeer, den Du so heiß ersehnst. Was macht denn Deine dichterische Muse?"

Der Prinz errötete leicht und schlug die Augen zu Boden. Aber in plötzlichem Entschluß erhob er den Blick wieder und erklärte: „Du mußt mich nicht auslachen, Kern. Ich wollte Dir's eigentlich nicht sagen, aber — — Ich habe vor drei Tagen etwas eingeschickt, eine kleine Novelle, an die Redaktion der Illustrierten Blätter in Berlin und habe um das ehrliche Urteil der Redaktion gebeten. Ich bin furchtbar gespannt. Erklärt mir der Redakteur, daß es nichts ist, so — ich gebe Dir mein Wort darauf — so rühre ich keine Feder mehr an."

Der Maler hatte erstaunt aufgehorcht.

„Alle Achtung,“ erklärte er jetzt in seiner offenherzigen Art. „Du strebst nach Wahrheit. Sehr achtbar für einen künftigen Herrscher. Du hast doch das Ding anonym eingereicht?“

Der Prinz nickte vergnügt. „Selbstverständlich. Unter meinem Namen dürfte ich ja ohne die Erlaubnis meines Onkels überhaupt nichts veröffentlichen. Ich habe mich des Namens unserer lieben, alten Heimat bedient. Klingt es nicht hübsch: Egbert von Tiefenau?“

„Und in dem Begleitschreiben —?“

„Da habe ich natürlich meine richtige Adresse angegeben. Wie könnt' ich denn sonst in den Besitz der Antwort gelangen?“

Oswald Kern schüttelte sehr mißbilligend mit dem Kopf. „Du hättest ja meine oder irgend eines andern Adresse benutzen können. Nichts einfacher als das. So aber erreichst Du ja Deinen Zweck doch nicht.“

„Wieso?“

„Na höre mal! Das kannst Du Dir doch

denken. Einem Prinzen sagt man nicht die Wahrheit.“ —

Der Prinz lächelte ironisch. „Du vergißt, daß Du selbst das Gegenteil beweist, lieber Oswald.“

„Ich? Ich bin natürlich eine Ausnahme. Du hast eben ein unverschämtes Glück, daß Du solch einen Kerl wie mich, der Dich in Deiner ganzen Sterblichkeit kennt und kein Blatt vor den Mund nimmt, zur Seite hast. Ich wette übrigens, daß sich die Antwort der Redaktion bereits unter Deinen Postsachen befindet.“

Er deutete nach dem Schreibtisch des Prinzen, auf dem einige Briefe und Drucksachen lagen.

„Unsinn!“ entgegnete der Prinz. „Wo denkst Du hin? Solch eine Redaktion kann doch nicht alle Einsendungen umgehend erledigen.“

„Alle freilich nicht. Aber einem Prinzen gegenüber macht man eben eine Ausnahme.“

Der Prinz schüttelte ungläubig den Kopf. „Du übertreibst, Oswald. Redakteure sind doch keine Hofschranzen.“

„Aber sterbliche Menschen. Ich wiederhole Dir, die Antwort der Redaktion ist da.“

Prinz Egbert wandte sich mit ungläubigem Lächeln zu dem Schreibtisch. Aber er hatte kaum einen Blick auf die auf silbernem Teller liegenden drei Briefe geworfen, als er den größten mit einem Ausruf der Überraschung iu die Hand nahm.

„Siehst Du,“ lächelte der Maler, interessiert nähertretend. „Ich sagt's Dir ja.“

Der Prinz hörte nicht mehr auf den Freund. Mit zuckenden Fingern riß er den Umschlag herab und überflog mit hastigen Blicken das entfaltete Blatt. Sein Gesicht strahlte mehr und mehr, je weiter er las, seine Augen leuchteten. „Hier,“ rief er dem Freunde triumphierend zu und reichte ihm den Brief, „das ist mehr als ich erwartet.“

Kern nahm das Blatt mit ironischer Miene und begann laut zu lesen, einzelne Stellen mit satirischem Pathos betonend:

„Euer Hoheit danken wir ehrfurchtsvoll für die hohe Ehre, die uns Euer Hoheit mit Übersendung Dero geistvoller Novelle erwiesen.“

„Der reine Kurialstil, als wenn's aus dem Hofmarschallamt stammte," unterbrach sich der Lesende, um gleich darauf fortzufahren:

„Euer Hoheit Novelle zeichnet sich durch originelle Erfindung, psychologische Feinheit und glänzende Diktion aus, ja, wir stehen nicht an, Euer Hoheit Arbeit als ein Meisterwerk —"

Oswald Kern lachte laut auf und warf den Brief mit einer geringschätzigen Gebärde auf den Tisch. „Natürlich, ein Meisterwerk! Das hättest Du Dir denken können."

„Du meinst?" warf der Prinz ein und ein Schatten tiefer Verstimmung flog über sein offenes, hübsches Gesicht.

„Daß das Urteil einer hochwohllöblichen Redaktion da keinen Pfifferling wert ist."

„Also Du sprichst mir auch jedes dichterische Talent ab?"

„Durchaus nicht. Die Gedichte, die Du mir gelegentlich vorgelesen, waren nicht übel, jedenfalls nicht ohne poetische Empfindung. Über die Novelle, die Du der schmeichlerischen Redaktion da unter=

breitet hast, habe ich kein Urteil, denn ich kenne sie nicht. Soviel steht jedenfalls fest, daß Dir zu einem Meisterwerk vor allem eine Eigenschaft abgeht."

„Und die wäre?"

„Lebens- und Menschenkenntnis."

Der Prinz entgegnete nicht ohne Empfindlichkeit: „Du thust ja gerade, als wenn ich ein unreifer Knabe wäre!"

„An Deinen sechsundzwanzig Jahren liegt es nicht, sondern an Deiner Stellung. Wie solltet Ihr Euch Menschenkenntnis aneignen können? Ihr, die Ihr nur krumme Rücken vor Euch seht und auf allen Gesichtern dasselbe devote, bewundernde Lächeln. Von allen Dingen seht Ihr nur die Oberfläche und die Tiefen und Nachtseiten des Lebens bleiben Euren fürstlichen Augen immerdar verborgen. Sorgen treten nicht an Euch heran und den vielgestaltigen, charakterbildenden Kampf ums Dasein kennt Ihr nur vom Hörensagen. Euch jungen Prinzen thäte not, ein oder zwei Jahre ungekannt, gleichsam mit der Tarnkappe, im Strom des Lebens unterzutauchen, damit Ihr Leben und Menschen aus eigener An-

schauung und nicht bloß durch die schönfärberische Brille Eurer Höflinge kennen lerntet."

Der Prinz blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin. Plötzlich rief er lebhaft: „Du, die Idee ist gar nicht so schlecht. Das könnte mir gefallen, so ohne allen Zwang, frei von Rücksichten, ledig der lästigen Pflicht der fürstlichen Würde, einfach als Mensch unter Menschen sich bewegen zu können — wunderbar schön müßte das sein! Leider hat Dein Vorschlag keine Aussicht, in das Programm offizieller Prinzenerziehung aufgenommen zu werden. Was mein erlauchter Onkel wohl zu Deiner Idee sagen würde?!"

Der Maler schickte sich eben zu einer Entgegnung an, als der Kammerdiener mit der Meldung eintrat, daß Seine Excellenz der Hofmarschall im Vorzimmer sei und sich eines Auftrags Seiner Hoheit des Herzogs zu entledigen wünsche.

Die beiden Freunde sahen einander mit bedenklichen Mienen an.

„Du, das betrifft unsere Katzenmusik von heute nacht," sagte der Maler.

„Meinst Du wirklich?“ machte der Prinz erschrocken.

„Der Schnüffler, der Kottwitz, hat natürlich nichts Eiligeres zu thun gehabt, als dem Herzog die Geschichte brühwarm zu hinterbringen.“ Der Sprechende zog sich zu der, dem Vorzimmer entgegengesetzten Thür zurück. „Na, ich mache mich aus dem Staube.“

„Wünschte, ich könnte mit Dir auf und davon,“ antwortete der Prinz mit einem Seufzer. „Aber ich muß stillhalten und mir von Seiner Excellenz ein Privatissimum über Pflichten und Rücksichten des fürstlichen Standes lesen lassen. Glücklicher Oswald!“

Oswald Kern ließ ein unterdrücktes Kichern hören. „Du bist wirklich köstlich mit Deiner Armensündermiene!“ scherzte er. „Ein Prinz, der einen armen Maler beneidet! Armer Prinz!“ Er drückte die ihm herzlich gebotene Hand des Freundes und entfernte sich eilig durch das Schlafzimmer des Prinzen, während der Hofmarschall von der andern Seite eintrat.

Die in rücksichtvollster Form gekleideten und im

Tone sanften Vorwurfs gehaltenen Worte des Hofmarschalls waren gewissermaßen eine Vorbereitung und Einleitung zu der heftigen Philippika, in die des Herzogs Zorn, als Prinz Egbert eine halbe Stunde später in voller Gala vor ihm erschien, sich ergoß.

Der junge Prinz ließ Vorwürfe und Belehrungen widerspruchslos über sich ergehen, erst als der Herzog mit ein paar beißenden Worten des Freundes gedachte, „des Verführers“, der einen so „verderblichen“ Einfluß auf ihn ausübe, fand der Getadelte beredte Worte der Verteidigung.

„Oswald Kern ist während meiner ersten achtzehn Jahre mein täglicher Genosse und Gespiele gewesen und ist mir von Kindheit an lieb wie ein Bruder. Ich habe hundert Beweise seines uneigennützigen, selbstlosesten Interesses. Euer Hoheit werden nicht wollen, daß ich mich als undankbar und gefühllos —“

Der Herzog wehrte mit einer Handbewegung weiteren Ergüssen ab und entgegnete kalt: „In Deiner Stellung hat man nicht das Recht, seinem

Gefühl zu folgen. Wenn Du eine Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem Maler zu haben glaubst, so verleiht man ihm den Professorentitel oder giebt ihm einen Orden, aber der intime Verkehr zwischen Euch muß ein Ende nehmen. Die ganze Residenz skandalisiert darüber. Ich halte es für das beste, daß Du der Stadt eine Zeitlang den Rücken kehrst, bis Du Dich dieses Menschen entwöhnt hast und bis das, was Ihr hier gemeinsam getrieben, einigermaßen in Vergessenheit geraten ist. Wenn Du dann nach geraumer Zeit zurückkehrst, wird Dich nichts hindern, gewissermaßen von neuem Dich hier in einer Weise einzuführen, die nicht von vornherein der Würde, die ein künftiger Herrscher sich bei jeder seiner Handlungen bewußt sein muß, zuwiderläuft."

Der Prinz horchte hoch auf. Was hatte der Herzog mit ihm vor?

„Ich habe beschlossen, Dich für einige Zeit," fuhr dieser fort, „etwa für ein Jahr auf Reisen zu schicken und zwar nicht etwa an die Höfe der uns befreundeten Fürstenhäuser — dazu wird sich später eine schickliche Veranlassung finden, wenn Du erst

mehr von der Verantwortlichkeit und Bedeutung Deiner Stellung durchdrungen bist — sondern in ferngelegene Lande. Ich plane so etwas wie eine Weltumsegelungsreise für Dich, die man ja heute so wie so zur Ausbildung eines Prinzen für unerläßlich hält. Das Nähere wie die Wahl Deines Begleiters werde ich mit Kottwitz besprechen."

Prinz Egbert ging in ganz anderer Stimmung als er gekommen. Eine Reise in ferne Weltteile! Nichts hätte seinem abenteuerlichen Sinne erwünschter kommen können. Eine solche Strafe konnte man sich gefallen lassen. Vergnügt durchschritt er die langen, gewölbten Korridore. In seiner Wohnung angekommen, entledigte er sich des Galagewandes und warf sich in einen einfachen dunklen Civilanzug. Dann sann er eine Weile, was thun. Zum Arbeiten fühlte er sich nicht aufgelegt. Auch hatten Kerns Äußerungen fürs erste den Trieb dazu in ihm ertötet. Nachdenklich nahm er den Brief, den Kern vorher so verächtlich auf den Schreibtisch geworfen, zur Hand und las noch einmal langsam und prüfend den redaktionellen Bescheid auf seine Einsendung. Bei

ruhigerem Nachdenken konnte auch er sich nicht des Eindrucks entziehen, daß die Schmeicheleien wohl mehr der „Hoheit" galten, die auf jeder Zeile wiederkehrte, als dem Verfasser, und daß aus den gewundenen, gedrechselten Phrasen sich kein rechter Schluß auf die wirkliche Meinung der Redaktion ziehen lasse.

Ärgerlich knüllte er das Blatt in seiner Hand zusammen und warf es mit einer Gebärde des Widerwillens in den Papierkorb. Wie er den ganzen leeren Formelkram haßte, die chinesische Mauer strenger, geistloser Etikette, mit der man ihn von allen Seiten umgab! Der Atem stockte einem in dieser Atmosphäre bedientenhafter Unterwürfigkeit. Wer nicht von seinem ersten Atemzuge ab an diese stagnierende Hofluft gewöhnt war, der mußte verschmachten nach einem Zuge frischen Odems.

Der junge Prinz atmete tief auf und öffnete das Fenster. Lockender Sonnenschein glitzerte über den Bäumen des Parkes, der die Rückseite des Schlosses begrenzte. Mit vollen Zügen atmete Prinz Egbert die würzige, linde Mailuft. Seine verdüsterte Miene erheiterte sich. In wenigen Tagen vielleicht

schon kehrte er der Residenz den Rücken und zog in den schönen, grünenden Frühling hinaus. Wohl und leicht wurde ihm mit einem Male. Ah, wozu sich mit Grillen plagen und im dumpfen Zimmer hocken! In schnellem Entschluß eilte er zur Thür hinaus, im leichten Rock, ein kleines, rundes Filzhütchen auf den Kopf drückend. Frohmütig sprang er die Treppe hinab, ein Liedchen trällernd. Da kam ihm plötzlich ein schwerer, klirrender Tritt entgegen. Es war einer der Flügeladjutanten des Herzogs. Kaum war der Offizier des mit fast knabenhafter Leichtigkeit hinunterstürmenden Prinzen ansichtig geworden, als er rasch zur Seite trat, den Säbel an sich zog und eine tiefe, respektvolle Verbeugung machte.

Unwillkürlich stockte des Prinzen Fuß. Mit einem Schlage schwanden Heiterkeit und Jugendlust von seinem Gesicht und seine Haltung wurde steif und gezwungen. Ja so — wieder einmal war er im Begriff gewesen, seine prinzliche Würde zu vergessen. Langsam, gemessenen Schrittes setzte er seinen Weg fort. Erst als er den Hofwürdenträger

im Rücken hatte und in den grünenden Garten hinaustrat, wurde sein Schritt wieder elastischer, lebhafter, seine Bewegungen wurden freier. Nur wenn er hie und da einem der in den Anlagen arbeitenden Gärtner oder sonstigen Hofbediensteten begegnete und ihren ehrerbietigen Gruß in Empfang nahm, gab es ihm einen Ruck und er prägte unwillkürlich in seiner Haltung das Bewußtsein seiner Bedeutung aus. Er war froh, als er endlich die Gartenanlage hinter sich hatte und in den schattigen Park eintrat. Mit Behagen schritt er die einsamen Alleen hinunter und sog in vollen Zügen die frische, würzige Frühlingsluft in sich hinein. Hier konnte er endlich wieder die steife Würde von sich abthun — niemand begegnete ihm, völlige Stille herrschte ringsum. Leichtfüßig drang er bis gegen das Ende des Parkes vor, wo die Bäume dichter standen und eine hohe Mauer sich aus dem Boden erhob, die allen profanen Blicken den Eintritt verwehrte.

Das fast feierliche Schweigen erfuhr plötzlich eine Unterbrechung. Der Prinz blieb unwillkürlich stehen und blickte seitwärts, wo etwa zwanzig Schritt

vom Wege ein kleiner Pavillon, zum Schutze vor den Überraschungen des Wetters, errichtet war. Von dem luftigen aus Holz und Glas gefügten Bau ertönten zwei Stimmen her, eine männliche und eine weibliche, und dem erregten Tonfall war anzuhören, daß die Besitzer der Stimmen sich miteinander in Streit befanden. Prinz Egbert hatte nicht die Absicht, den Lauscher zu spielen, aber die ersten Wechselreden, deren Hörer er ohne seinen Willen wurde, erregten sein Interesse — von ihm selbst schien die Rede — und veranlaßten ihn, stehen zu bleiben und aufmerksam aufzuhorchen.

„Ich kann Dir den Vorwurf der Koketterie nicht ersparen,“ erklärte die männliche Stimme im gereizten Ton.

„Wenn Du nur gekommen bist, mir Sottisen zu sagen,“ gab die weibliche Stimme pikiert zurück und ein Geräusch entstand: das Schurren eines auf dem Fußboden heftig zurückgeschobenen Stuhles. Der Prinz machte unwillkürlich eine Bewegung nach rückwärts. Aber es war wohl nur das, was die Schauspieler einen falschen Abgang nennen, denn die Besitzerin der weiblichen Stimme fuhr gleich darauf fort: „Soll ich dem Prinzen vielleicht mit offener Unhöflichkeit begegnen?“

„Zwischen offener Unhöflichkeit und herausfordernder Liebenswürdigkeit ist ein weiter Abstand. Warum widmet Prinz Egbert gerade Dir seine besondere Aufmerksamkeit?"

„Wahrscheinlich gefällt ihm meine Unterhaltung besser als die der anderen Damen des Hofes. Soll ich mich etwa dadurch gekränkt fühlen? Geh, Du bist kindisch in Deiner unmotivierten Eifersucht."

Wieder entstand ein Geräusch, als würde ein Stuhl von seiner Stelle gerückt. Wahrscheinlich hatte die Sprechende ihrem Begleiter schmollend den Rücken gekehrt. In den Mienen des Prinzen spiegelte sich staunende Überraschung.

„Lucie von Kottwitz!" murmelte er vor sich hin. Er hatte sie beim ersten Laut erkannt, die Stimme der schönen, koketten Tochter des Hofmarschalls, die von allen Hofdamen den fesselndsten Eindruck auf ihn hervorgebracht und der er auf den Hofbällen und sonstigen gesellschaftlichen Veranstaltungen des Hofkreises allerdings lebhafter gehuldigt hatte als den andern Schönheiten seiner Umgebung. Nicht nur ihre äußere blendende Er-

scheinung hatte ihn dazu angeregt, sondern auch ihr aufmunterndes Wesen: die Art, wie sie seine bewundernden Blicke aufnahm und wie sie den leisen Druck seiner Hand und andere Äußerungen seiner Galanterie erwiderte. Ja, er war bereits auf dem Wege gewesen, sich ernsthaft in sie zu verlieben, und nun verriet ihm ein Zufall, daß sie bereits durch heimliche Bande ernster Neigung sich irgend jemand verbunden hatte. Wer aber war die rätselhafte Persönlichkeit, der die schöne Lucie von Kottwitz das Recht einräumte, auf jedes Wort, auf jeden Blick, den sie einem andern schenkte, eifersüchtig zu sein?

„Versetze Dich in meine Lage, Lucie," hörte der Lauschende den Unbekannten sagen; „bedenke, wie mir zu Mute ist, wenn ich mit ansehen muß, wie er Dir keck die Cour schneidet mit seiner selbstbewußten, siegessicheren Miene, wie er Dir verliebte Augen macht. Und ich muß doch Zorn und Entrüstung still in mich hinunterwürgen, während es einem in allen Nerven zuckt, während ich doch vor ihn hintreten und ihm ins hochmütige, lächelnde Gesicht hineinrufen möchte: Hier, mein stolzer Prinz,

hört Ihr Herrscherrecht auf, über dieses Herz gebiete ich. Beglücken Sie mit Ihrer hochprinzlichen Neigung gefälligst wen Sie wollen, aber nicht diese hier — meine Lucie!“

„Befinde ich mich nicht in derselben Zwangslage?“ fiel hier das Hoffräulein ein: „Muß ich mir nicht die Galanterien des Prinzen gefallen lassen, weil er eben Seine Hoheit ist, unser künftiger Herr? Denkst Du, ich mache mir etwa was aus seinen langweiligen Komplimenten? Nicht soviel! Als Mensch ist er mir furchtbar gleichgültig und wenn ich zu seinen Keckheiten ein freundliches Gesicht mache, so geschieht es nur, weil wir doch von ihm abhängig sind, Du sowohl wie ich.“

Dem Lauschenden stieg die Röte der Scham in die Wangen und seine Zähne gruben sich in die zuckende Unterlippe. Eitler Narr, der er gewesen! Hatte er sich nicht eingebildet, daß es ein persönliches, ein menschliches Wohlgefallen an ihm wäre, das sie veranlaßte, seine Huldigungen mit entgegenkommender Liebenswürdigkeit aufzunehmen? Als ob nicht gerade ihn von uneigennütziger Neigung seine hohe, viel-

beneidete Stellung ausschloß! Eine stachelnde Bitterkeit stieg in dem Prinzen auf. Die hübschen, strahlenden Züge der schönen Hofdame verzerrten sich in seiner Phantasie zu einer höhnischen, grinsenden Fratze und er hätte dem Ort, der ihm so beschämende Wahrheiten offenbarte, den Rücken gekehrt, wenn ihn nicht die Neugier zurückgehalten hätte. Wer der glückliche Begleiter, der begünstigte Liebhaber der schönen Lucie von Kottwitz war, das mußte er zuvor in Erfahrung bringen.

„Verwünschtes Los!" hörte er diesen im dumpfen Ton ohnmächtigen Grimmes sagen, „verwünschtes Los, zeitlebens das demütigende Brot eines Hofbediensteten essen zu müssen — ein Spielball durchlauchtiger Laune!"

Aus dem schönen Munde des Hoffräuleins folgte diesem Herzenserguß des Höflings ein seufzend ausgestoßener Ausruf, den der Lauschende draußen nicht verstand. Wohl aber drangen die nachfolgenden Worte des Höflings klar zu seinem Gehör und entzündeten einen Blitz plötzlicher Erkenntnis in ihm.

„Wenn der blinde Haß Deines Vaters mich

wenigstens nicht verfolgte! Unsere öffentliche Verlobung würde Dich vor unerwünschten Galanterien bewahren. So aber —"

Der Prinz hörte nicht weiter, sondern verließ flüchtigen Schrittes seinen Lauscherposten. Die letzte Äußerung des Höflings hatte ihm völlige Klarheit gebracht. Sein Erstaunen war nicht gering. Wie? Herr von Degenfeld war der heimliche Verehrer der schönen Hofmarschallstochter? Der herzogliche Kammerherr, der in Hofkreisen allgemein als der präsumtive Nachfolger des alternden Hofmarschalls galt? Welcher Umstand ihm diese antecipierte Würde eigentlich beigelegt, wußte niemand zu sagen, das Gerücht aber war da und alle glaubten daran, daß die Erlangung des Hofmarschallamtes der heißeste Lebenswunsch Herrn von Degenfelds sei, und eine nicht minder feststehende Thatsache war die wütende, eifersüchtige Furcht, die den Baron von Kottwitz dem unglücklichen Kammerherrn gegenüber beseelte.

Die Überraschung des Prinzen Egbert war eine zwiefache. Der arme Herr von Degenfeld! Niemand wurde von dem alten Hofmarschall mehr gehaßt als

er, und nun fügte es die Laune des grausamen Geschickes, daß er gerade zu des grimmen Alten Tochter in heißer Liebe entbrennen mußte. Und auf der andern Seite: niemand stand mehr im Rufe strengster Loyalität, niemand trug eine größere Hingebung an seinen Dienst zur Schau und schien mehr in der Bedeutung seines Hofamtes aufzugehen, als Herr von Degenfeld, der zwar, wie ein witziger Höfling einst gesagt hatte: einen Degen besaß, aber kein Feld, und der in der That geradezu als das Muster eines seinem Herrn ergebenen Höflings galt.

Der Prinz hätte keine empfindsame, leicht bewegte Natur sein müssen, wenn die soeben gehabte Enttäuschung seine Eigenliebe nicht schmerzlich hätte verwunden sollen. Nachdem er eine Weile ziellos in den Alleen des Parkes umhergeirrt war, ließ er sich auf einer der hier und da angebrachten Ruhebänke nieder, ganz seinen niederziehenden Betrachtungen hingegeben. Leichte Schritte, die sich ihm näherten, störten ihn schon nach kurzer Zeit aus seinen nicht eben erhebenden Grübeleien auf. Es war das zierliche Fräulein von Kottwitz, die anmutigen Ganges,

ein kokettes Lächeln auf den frischen Lippen, heranschwebte. Dem Prinzen schoß das Blut ins Gesicht und die Empfindungen, welche der Anblick der schlanken, schönen Blondine mit den dunklen, blitzenden Augen und dem zarten, rosigen Teint in ihm erweckte, prägten sich deutlich in den unmutig zusammengezogenen Brauen und in den drei Querfalten zwischen ihnen aus. Aber er bezwang sich im Nu, erhob sich elastisch und zog höflich den Hut.

„Mein schönes Fräulein von Kottwitz," redete er sie mit verbindlichem Lächeln an, „sehr erfreut über die angenehme Begegnung."

Die Hofdame verneigte sich graziös, senkte für einen kurzen Moment den Blick, um ihn sogleich wieder mit einem oft erprobten, wirksamen Augenaufschlag, der diesmal allerdings den gewohnten Effekt verfehlte, zu heben.

„Die freudige Überraschung ist ganz auf meiner Seite," gab sie mit einschmeichelnder Stimme zurück. „Hoheit haben ebensowenig wie ich der lockenden Frühlingssonne widerstehen können?"

„Allerdings, das schöne Wetter trieb mich hinaus.

Ich habe den Park bereits nach allen Richtungen durchmessen, bis mich die Müdigkeit überwältigte, darf ich," er deutete einladend auf die Bank, von der er sich erhoben, „darf ich Sie einladen, mein hartes Ruheplätzchen mit mir zu teilen?"

„Hoheit sind sehr gütig."

Sie setzten sich — Prinz Egbert von einem zwiespältigen Gefühl durchglüht, das die berückende Schönheit der neben ihm Sitzenden in Verbindung mit der stillen Erinnerung an ihre über ihn geäußerten Worte in ihm erregte.

„Eigentlich hatte ich die Absicht," knüpfte der Prinz an seine erste Äußerung an, „eigentlich hatte ich die Absicht, im schattigen Pavillon am Ende des Parkes auszuruhen, aber —"

Absichtlich brach er ab, von dem schadenfrohen Verlangen beseelt, sie zu erschrecken, und heftete einen schnellen, forschenden Blick auf das Gesicht seiner Nachbarin. In der That bemerkte er, wie ein momentanes, schreckhaftes Zucken wie ein Schatten über die noch eben sonnig strahlenden Züge lief. Und dann blickte sie verstohlen, ängstlich in den Park.

Und Prinz Egbert, der Richtung ihres Blickes folgend, sah eine hohe Männergestalt, die einige hundert Schritte seitwärts einen verschlungenen Pfad, der sie bald näher, bald weiter abführte, hinabschritt.

„Ist das nicht Herr von Degenfeld?“ sagte der Prinz und sah ihr mit neckischem Lächeln in das jäh erglühende Gesicht.

„Wo? Ich sehe niemand,“ log die Hofdame, ihre Fassung rasch wieder gewinnend.

„Aber spüren Sie es denn nicht an dem schnelleren Pochen Ihres Herzens?“ spottete Prinz Egbert.

Die Verspottete wappnete sich mit der Miene gekränkter Unschuld und reckte sich in steifer, stolzer Haltung in die Höhe.

„Hoheit belieben in Rätseln zu sprechen. Ich verstehe Hoheit nicht.“

„Nun, nun, wär' es denn ein Wunder? Herr von Degenfeld ist entschieden die stattlichste Erscheinung am Hofe meines Onkels.“

In dem Gesicht der Hofdame ging eine wunderbare Veränderung vor. Sie hatte ihren Blick blitzschnell, verstohlen zwischen den gesenkten Lidern hervor

zu ihm hinübergleiten lassen, ohne daß er es gewahr geworden. Was sie wahrgenommen, schien sie zu einer jähen Änderung ihrer Taktik veranlaßt zu haben. Der Unmut schwand aus ihren Mienen, die Falten über den Augen glätteten sich und ein liebenswürdiges, bezauberndes Lächeln breitete sich über das ganze rosige Gesicht. Ihr Oberkörper gab die steife Haltung auf und neigte sich ihm leicht entgegen.

„Rechnen sich denn Hoheit nicht mit, wenn vom herzoglichen Hofe die Rede ist?"

Er sah sie überrascht an, während sie in fast natürlicher Verwirrung ihr Köpfchen senkte, sogar die Röte mädchenhafter Scham und Verlegenheit wußte sie auf ihre Wangen zu zaubern. Dem Prinzen rötete sich das Gesicht; unwillkürlich rückte er ihr ein Stück näher. Er hob den Finger scherzhaft drohend und sagte, sich den Anschein lächelnder Unbefangenheit gebend, während ihm doch das Herz ungestüm zu pochen begann: „Ich hätte Sie nicht für so rachsüchtig gehalten, Fräulein von Kottwitz. Meine harmlose Bemerkung verdiente doch keinen so beißenden Spott."

„Aber," sie zeigte eine überzeugt ernste Miene, „wie können Hoheit glauben — wie würde ich mir erlauben —? Hoheit sollten nur das schöne Fräulein von Welten hören, wenn von Hoheit die Rede ist, oder Fräulein von Podevils —"

Sie hatte wieder ihr Gesicht erhoben; er sah ihr mit brennendem Blick ins Auge. „Und Fräulein von Kottwitz?"

„Erlaubt sich keine Opposition gegen das Urteil der andern Damen."

„Lucie!" Der Prinz rief es in aufflammender Leidenschaftlichkeit und bemächtigte sich ihrer Hand. Die unmittelbare Nähe des blendend schönen Geschöpfes, deren Schulter die seine berührte, ihre Worte, ihr raffiniertes, kokettes Wesen berauschten ihn und versetzten ihn in einen Taumel, in dem alle ruhige Überlegung unterging. Vergessen war, was er kurz vorher erlebt und nur das eine Gefühl beherrschte ihn: das der rückhaltlosen Bewunderung ihrer sieghaften Schönheit. Er führte ihre Hand an seine Lippen und preßte zwei, drei leidenschaftliche Küsse darauf. Sie wehrte ihm nicht; seine Leidenschaftlich-

keit, seine Begehrlichkeit entfachten sich an ihrem duldenden, koketten Entgegenkommen; ihr Atem streifte seine erhitzte Wange, ihre Purpurlippen lockten in verführerischer Nähe.

„Wenn ich Ihnen glauben soll," stieß er erregt hervor, „wenn ich Ihre Worte nicht für eine bloße, höfliche Phrase nehmen soll, dann — dann geben Sie mir den Beweis!"

Er beugte sich zu ihr hinüber, sie wich auch nicht um eines Haares Breite zurück, nur einen schnellen, verstohlenen Blick hatte sie in den Park hineingeworfen, um sich zu überzeugen, daß die Liebesscene keinen unerwünschten Zeugen habe, dann senkte sie den Blick in den Schoß, mit der Miene stiller Verschämtheit, die Lippen leicht geöffnet.

„Hoheit," stammelte sie leise.

Das kurze Wörtchen, an das sein Ohr seit Jahren gewöhnt, brachte in dieser Situation eine jäh ernüchternde Wirkung auf den verliebten Prinzen hervor. Er schnellte zurück, als hätte ihn ein Streich mitten ins Gesicht getroffen. Die Worte des Hof-fräuleins, die er vorher in der Nähe des Pavillons

erlauscht, tauchten in seinem Gedächtnis auf. „Als Mensch ist er mir furchtbar gleichgültig und wenn ich zu seinen Keckheiten ein freundliches Gesicht mache, so geschieht es nur, weil er eben Seine Hoheit ist, unser künftiger Herr!"

Heiße Scham durchglühte ihn. War er nicht nahe daran gewesen, eine Erpressung zu begehen? Nicht ihm, nicht seiner Person galt ihre Willfähigkeit, sondern allein seinem Range. Voll Ekel und Widerwillen sprang er auf.

„Hoheit!" kam es noch einmal schmelzend, ermutigend von des Hoffräuleins Lippen.

Aber der Prinz enteilte, in sonderbarer Hast, als sei der Titel ein Schreckenswort, das ihn in die Flucht trieb.

III.

Schon zwei Tage später wurde dem Prinzen die Mitteilung, daß der Herzog auf den Vorschlag des Hofmarschalls den Kammerherrn von Degenfeld zu seinem Reisebegleiter bestimmt habe. Prinz Egbert fühlte sich nichts weniger als angenehm berührt. Der steifleinene, würdevolle, langweilige Kammerherr war ihm von jeher unter den ihm widerwärtigen Höflingen eine der unsympathischsten Erscheinungen gewesen und das Erlebnis im Park hatte dieses Gefühl der Antipathie nur noch verstärkt und ihm einen Beigeschmack neidischen Ärgers gegeben. Die Ernennung des Kammerherrn zu seinem Gouverneur ließ ihm die Reise plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen als vorher. Wie er sich überhaupt nur auf die offizielle Prinzenreise hatte freuen können? Begleitete ihn nicht seine prinzliche Würde mit allen ihren Lasten, ihren Beschränkungen überallhin? Wenn auch die Scenerie

gewechselt wurde, die Schranken der Etikette würden auch jenseits des Ozeans jede freiere, ursprüngliche Äußerung des Lebens von ihm fernhalten. Er würde nur Marionetten sehen und einstudierte Phrasen hören, ebenso wie hier in der heimatlichen Residenz. Sein Sehnen aber war, von dem Piedestal seiner Stellung herabzusteigen, einmal frei von allem lästigen Zwange, unbehindert von den Rücksichten seiner Würde, als Mensch unter Menschen zu leben. Der Ehrgeiz lockte ihn, nach seinen menschlichen Eigenschaften abgeschätzt zu werden, nicht immer nur das vorzustellen, was er seiner Stellung nach, die ihm der Zufall der Geburt verliehen, bedeutete, sondern was er als Mensch, als Individualität wert war. Die Worte Kerns gingen ihm im Kopf herum: „Euch Prinzen thäte not, ein oder zwei Jahre ungekannt, gleichsam mit der Tarnkappe, im Strom des Lebens unterzutauchen.“ Ja, das war es! Welche Lust mußte es sein, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen, seine Glieder frei zu gebrauchen, nach eigenem Ermessen, ein Leben zu leben nach seinen Neigungen, nicht nach pedantisch vorgeschriebenen Normen. Welche

Wonne, sich in göttlicher Freiheit zu regen und zu bewegen, seinen innersten Impulsen nachgeben zu dürfen, ohne danach zu fragen, was das gestrenge Hofmarschallamt wohl dazu sagen würde.

Der Prinz saß grübelnd in einem Sessel seines Arbeitszimmers, während ihm diese Gedanken durch die Seele gingen. Plötzlich sprang er mit einem so heftigen Ruck in die Höhe, daß der schwere Sessel beinahe hintenüber gefallen wäre. Eine Idee malte sich seinem Geiste, eine so berückend schöne Idee, daß über sein ganzes Gesicht ein Strahlen und Leuchten sich ergoß, als sei er durch Zufall plötzlich einer überaus wichtigen Entdeckung auf die Spur gekommen. Aber ebenso rasch wie er gekommen, legte sich der Freudensturm in seiner Brust und mit einer Gebärde mutloser Resignation ließ er sich in den zur Seite geschobenen Sessel zurückfallen. Die Idee, die jäh wie eine Offenbarung über ihn gekommen, war eben zu schön, als daß sie je zur Wirklichkeit hätte werden können. Zu außergewöhnlich war es, zu sehr außerhalb des Herkömmlichen und möglich Erscheinenden lag es und es war eigentlich ein müßiges Beginnen,

noch weiter darüber nachzudenken. Und dennoch hatte ihn der Gedanke so gepackt, daß er nicht mehr davon loskam. Er versenkte sich von neuem in die Idee und er betrachtete sie von allen Seiten und prüfte sie eingehend auf ihre Ausführbarkeit hin. Und je mehr er sich geistig in die Idee hineinlebte, desto reizvoller erschien sie ihm, desto mehr schwanden seine Bedenken und Zweifel an der Möglichkeit des Gelingens. Sicher war es, daß sich nie wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit zur Erfüllung seines Lieblingswunsches bieten würde wie gerade jetzt, und so beschloß er, wenigstens den Versuch zu machen, seine kühne, originelle Idee in die Wirklichkeit überzuführen. Das nächste war, daß er seinen Freund Kern aufsuchte, denn ihm hatte er eine Hauptrolle in dem von ihm geplanten Verwandlungsstück zugedacht. Als er dem Freunde, glühend vor Eifer und Enthusiasmus, seinen Plan zu entwickeln begann, fuhr dieser überrascht in die Höhe.

„Wie — das — das wolltest Du thun, Egbert?"

„Ich brenne darauf."

„Dich für ein ganzes Jahr Deiner Stellung begeben, aller Vorrechte, aller Annehmlichkeiten —?"

„Und aller Unannehmlichkeiten," fügte Prinz Egbert lächelnd hinzu.

Der Maler hörte gar nicht auf den Einwurf des Freundes. Er war ganz Bewunderung und Staunen. „Höre mal, das — wahrhaftig, das hätt' ich Dir nicht zugetraut. Das finde ich groß, das finde ich — allerhand Achtung!"

Er drückte dem Prinzen in seiner ungestümen Bewunderung so kräftig die Hand, daß dieser eine schmerzliche Grimasse nicht unterdrücken konnte.

„Du hast mir ja selbst die Idee souffliert," wehrte er das begeisterte Lob des Malers ab. „Du bist es ja, der mich zuerst auf den Gedanken gebracht hat."

„Ich?"

„Freilich. Sagtest Du nicht, daß jedem Prinzen eine Tarnkappe zu wünschen wäre —"

„Ach so. Na ja. Das redet man so hin. Theorie! Aber bei der praktischen Durchführung dürftest Du auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen."

„Unüberwindlich? Wieso! Du weißt: where is a will, there is a way — heißt ein englisches Sprichwort. Bietet das Projekt einer Amerikareise nicht die prächtigste Gelegenheit? Und wenn Du einverstanden bist —“

„Meinen Segen hast Du.“

„Ich meine, wenn Du mir beistehst —“

„Ich? Du weißt, daß Du über mich verfügen kannst. Aber ich begreife nicht, wie meine unbedeutende Persönlichkeit Dir bei Deinem Vorhaben von Nutzen —“

„Du?“ unterbrach ihn der Prinz eifrig. „Auf Dich kommt alles an, oder wenigstens das meiste. Du sollst ja eben an meiner Stelle nach Amerika gehen.“

Der Maler riß Augen und Mund in wortloser Überraschung auf und starrte seinen prinzlichen Freund nicht eben mit sehr geistreichem Gesichtsausdruck an.

„Während ich heimlich,“ fuhr dieser fort, „in aller Stille als irgend ein simpler Privatmann nach Berlin gehe, trittst Du als Prinz Egbert die mir zugedachte große Weltreise an.“

Der Maler fand endlich die Sprache wieder. „Ich — sagst Du, ich als Prinz?“

Dazu machte er ein Gesicht, als habe man ihm eine unerhörte Zumutung gestellt. Der Prinz wußte nicht, sollte er lachen oder ärgerlich werden. „Du natürlich! Von wem sollte ich sonst diesen Freundschaftsdienst verlangen?“

Der Maler streckte abwehrend die Hände aus. „Das kann ich ja gar nicht, das geht ja gar nicht. Wie soll ich denn das anfangen? Ich verrate mich ja am ersten Tage.“

„Unsinn! Wieso denn? Im Ausland, wo mich niemand kennt! Kein Mensch hat ja die geringste Ahnung. Du läßt Dich Hoheit nennen und nimmst die Miene stolzer Erhabenheit und gnädiger Herablassung an — je nachdem. Stellst Du Dir denn das so schwer vor?“

Oswald Kern that einen tiefen Atemzug, als gälte es, eine Fessel, die ihm die Brust beengte, zu sprengen. „Dazu muß man geboren sein. Das bringe ich im ganzen Leben nicht fertig.“

„Aber so sei doch nicht kindisch, Kern! Ich sage

Dir, Du gewöhnst Dich in acht Tagen daran. Paß mal auf, Du gewinnst Geschmack an Deiner Rolle und wirst nachher, wenn das Jahr um ist, gar nicht mehr in die alte Haut zurück wollen."

Aber der Maler schüttelte, ganz unempfänglich für den Scherzton des Freundes, bedenklich den Kopf und kraute sich verlegen und sehr unbehaglich am Kopf herum. „Hast Du nicht jemand anders, der sich besser dazu eignet?" wehrte er hartnäckig ab.

Nun aber brauste der Prinz auf. „Na höre mal, das nenn' ich einen netten Freund. Ich hatte ganz sicher auf Dich gerechnet. Ohne Dich kann ich gar nicht daran denken. Und ich hatte mich schon so darauf gefreut und mich schon so in den Gedanken hineingelebt, es auch einmal so gut haben zu können wie andere Menschenkinder, denen nicht jeder Atemzug, jede Gebärde kontrolliert wird. Und nun läßt Du mich treulos im Stich, nun verschanzt Du Dich hinter leeren, kindischen Ausflüchten, Du, der Du mich immer Deinen einzigen wahren Freund genannt hast!"

Er machte Miene, ärgerlich das Zimmer zu ver-

lassen, aber der Maler rannte ihm nach und hielt ihn zurück. „Wenn es denn absolut sein muß, meinetwegen. Aber das sage ich Dir, wenn die Geschichte schief geht —“

„So trage ich die Verantwortung, selbstverständlich. Aber Du ängstigst Dich ganz unnötig, Kern. Wer soll es denn erfahren? Es bleibt natürlich alles zwischen uns dreien.“

„Zwischen uns dreien?“

„Nun ja. Als Prinz kannst Du doch nicht allein reisen, Du erhältst einen Begleiter, einen Gouverneur: den Kammerherrn von Degenfeld. Du kennst ihn ja.“

„Den?“ Der Maler atmete auf. „Der thut ganz gewiß nicht mit, der würdevolle Degenfeld, der seinen Kammerherrnschlüssel, wenn auch unsichtbar, immer mit sich herumträgt. Da gieb Deine Idee nur ruhig auf!“

Der Prinz lächelte überlegen. „Fällt mir gar nicht ein. Freilich, sträuben wird er sich ja. Aber es hilft ihm nichts. Ich habe ein Mittel, ihn gefügig zu machen.“

Oswald Kern machte eine ungläubige Miene,

doch Prinz Egbert ließ ihn erst gar nicht zu Worte kommen. „Das mit dem Kammerherrn laß nur meine Sorge sein," sagte er schnell. „Herr von Degenfeld muß und wird einwilligen. Triff Du nur getrost Deine Vorbereitungen; Deinen Freunden kannst Du ja sagen, es handle sich um eine Italienreise. Und vergiß nicht, mir von irgend jemand Legitimations-papiere zu besorgen. Auch für ein paar Empfehlungs-briefe an Deine Berliner Freunde wäre ich Dir dankbar."

Der Maler machte ein nichts weniger als zu-friedenes Gesicht. „Also Du hältst wirklich an Deiner Idee fest?"

„Natürlich. Ich freue mich ja unsinnig darauf."

„Aber was willst Du denn in Berlin an-fangen?"

„Ich?" Der Prinz lachte. „Nach Deinem Rezept das Leben studieren, Welt und Menschen kennen lernen, nicht wie bisher, von einem erhöhten Stand-punkte aus, als unbeteiligter Zuschauer, sondern als einer, der mitthut. Ich will mit einfachen Menschen als einer der Ihrigen leben, an ihren Freuden und

an ihren Schmerzen teilnehmen. Mit einem Worte: nichts Menschliches soll mir fremd bleiben."

Der Sprechende war während der letzten Worte ganz ernst geworden. Der verklärte Schimmer jugendlicher Begeisterung lag auf seinem Gesicht, die weit geöffneten Augen blickten träumerisch ins Leere. Aber ein paar tiefe Seufzer aus dem Munde Kerns rissen ihn sehr rasch wieder aus seiner Verzückung.

„Na, höre mal, Kern," lachte er, „Du machst ja ein Gesicht, als wenn es Dich gar nicht ein bißchen reizte, einmal die Hoheit zu spielen. Mit der Armensündermiene freilich wirst Du dem Titel wenig Ehre machen. Du hast wirklich augenblicklich gar nichts Hoheitsvolles an Dir."

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen," entgegnete Kern tragikomisch.

„Schaden? Ich dächte doch, es müßte für Dich eine ganz angenehme Abwechselung sein. Du nimmst die Geschichte viel schlimmer als sie ist. Es ist wirklich gar nicht so schwer. Du wirst staunen, wie rasch Du Dich hineinfindest. Du kennst doch das Wort des alten Oxenstierna: ‚Wüßtest Du, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!' Und Du hast nicht einmal zu regieren, sondern nur ein bißchen zu repräsentieren. Also, Kopf hoch, alter

Junge! So! Die Schultern ein wenig mehr emporgezogen. Und hier —“ Er tippte dem Freunde, während seine Augen schalkhaft blitzten, mit dem Finger auf die Stirn — „hier ein paar ernste Falten, um die Last der Würde, die auf Dir ruht, zu markieren.“

So versuchte der Prinz unter Lachen und Scherzen die Sorgen des Freundes, dem gar nicht wohl zu Mute war, zu zerstreuen. Den lustigen Maler aber überlief eine Gänsehaut, wenn er sich den würdevollen Kammerherrn vergegenwärtigte, unter dessen Augen er die Metamorphose vom gewöhnlichen Sterblichen in einen Prinzen und Thronfolger vollziehen sollte ....

Der Tag der Abreise wurde vom Herzog festgesetzt. Prinz Egbert begab sich zur Verabschiedung nach dem Landsitz seines Vaters. Schloß Tiefenau beherbergte wie immer eine Anzahl künstlerischer Gäste, und zwei Tage verstrichen dem Prinzen in anregender Gesellschaft in der angenehmsten Weise. Die Unterhaltung bewegte sich um geistige und künstlerische Interessen und der ungezwungene Ton, in dem der kunstsinnige Wirt mit seinen Gästen verkehrte, berührte

den jungen Prinzen doppelt wohlthuend nach dem förmlichen, umständlichen Ceremoniell des herzoglichen Hofes. Der Abschied war schlicht und herzlich und zum ersten Male schlug dem Prinzen das Gewissen. Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er auch mit den Eltern, die er liebte, Komödie spielen mußte. Aber diese Regung schwand schnell, sobald er wieder die dumpfe Hofluft atmete. Am Abend vor der Abreise beschied er den Kammerherrn von Degenfeld zu sich.

Der Höfling mochte etwa zehn Jahre älter sein als der Prinz. Sein Gesicht wies aristokratisch feine Züge auf, die jedoch nicht den Stempel geistigen Innenlebens trugen. Ein langer, sorgfältig gepflegter blonder Bart, der bis auf die Brust herabwallte, machte ihn im Verein mit seiner hohen, kräftigen Statur zu einer imponierenden Erscheinung. In tadelloser Haltung, in jeder seiner Bewegungen und Mienen ehrfürchtigen Respekt kundgebend, stand der Höfling und erwartete die Ansprache des Prinzen.

„Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Degenfeld," sagte der Prinz, sich zu einem unbefangenen, freundlichen Ton zwingend. „Und hier stecken Sie sich eine

Havanna an! Bei einer Cigarre plaudert's sich behaglicher."

Er präsentierte dem Kammerherrn die Kiste, der, von des Prinzen ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit überrascht, freudig zugriff. Aber er that nur aus Artigkeit ein paar Züge, dann ließ er die Cigarre sinken und sah erwartungsvoll zu dem Prinzen hinüber.

Der aber blickte schweigend vor sich nieder und sprang dann, von innerer Unruhe beherrscht, empor, was den Kammerherrn veranlaßte, ebenfalls wieder emporzuschnellen. Der Prinz befand sich in wirklicher Verlegenheit. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab und wußte nicht, wie er am besten beginnen sollte. Endlich faßte er sich ein Herz, drehte sich nach dem Kammerherrn herum und weihte ihn mit wenigen Worten in sein Vorhaben ein.

Herr von Degenfeld starrte den ihm Gegenüberstehenden sprachlos an. Das, was er hörte, erschien ihm so ungeheuerlich, daß er im ersten Augenblick ganz fassungslos dastand und sich im stillen die Frage vorlegte, ob er vielleicht träume. Aber nein,

es war kein Traum. Doch vielleicht hatte er nicht recht gehört. Das, was er vom Prinzen vernommen zu haben glaubte, war ja etwas ganz Unmögliches.

„Haben Sie mich denn nicht verstanden, lieber Degenfeld?“ fragte Prinz Egbert, nicht ohne die Ungeduld, von der er beherrscht wurde, in Mienen und Gebärden an den Tag zu legen.

„Allerdings — ich — ich weiß nicht — — Hoheit belieben gewiß zu scherzen —“ stammelte der Kammerherr völlig ratlos.

Der Prinz schüttelte lebhaft mit dem Kopf. „Mir ist mein Vorhaben durchaus ernst. Es handelt sich nur darum, ob Sie geneigt sind, mir Ihre Unterstützung zu leihen?“

Der Höfling war in Verzweiflung, Seiner Hoheit widersprechen zu müssen, aber er erhob doch mit klarer Entschiedenheit beide Hände zur Abwehr und unwillkürlich einen Schritt zurücktretend, erklärte er: „Wie könnt' ich — — schon das Interesse Euer Hoheit zwingt mich, Euer Hoheit zu bitten, von dem — hm — abenteuerlichen Plane abzustehen.“

„Mein Interesse?“

„Jawohl, für Euer Hoheit könnte die Affaire möglicherweise sehr unangenehme Folgen haben.“

„Erstens, lieber Degenfeld, ist eine Entdeckung kaum zu fürchten. Zweitens aber legen Sie der Sache und mir allzuviel Wichtigkeit bei. Es handelt sich ja nicht um eine hohe Staatsaktion, sondern um eine Vergnügungsreise, und wenn diese anstatt von mir von meinem absolut zuverlässigen Freunde Kern in meinem Namen unternommen wird, wer würde dadurch einen Schaden erleiden?“

Der Kammerherr reckte sich in seiner vollen Höhe empor. „Das monarchische Prinzip,“ erklärte er pathetisch.

Der Prinz lächelte. „Sie sprechen da ein großes Wort gelassen aus, lieber Degenfeld. Ich komme mir nicht so wichtig vor, und ich glaube nicht, daß das monarchische Prinzip durch den Karnevalsscherz eines so kleinen Prinzen, wie ich's bin, ernstlich geschädigt werden könnte.“

Der Kammerherr hielt es für seine Pflicht, durch eine bezeichnende Geste und Miene höflich zu protestieren: „Hoheit nehmen die Sache entschieden zu

leicht und unterschätzen Dero Bedeutung erheblich — — ich kann unmöglich die Verantwortung auf mich nehmen —"

„Erlauben Sie, die Verantwortung übernehme ich," unterbrach ihn der Prinz.

„Seine Hoheit, der Herzog, würde mich jedenfalls zur Rechenschaft ziehen —"

Prinz Egbert nahm eine ernste Miene an und runzelte die Stirn. „Und was würden Sie in diesem Falle zu befürchten haben, Herr von Degenfeld?"

„Die volle Ungnade Seiner Hoheit."

„Das heißt: Ihre Entlassung?"

Der Kammerherr verbeugte sich zustimmend, der Prinz aber entgegnete, den Höfling mit einem ironisch lächelnden Blick fixierend und einen besonderen Nachdruck auf seine letzten Worte legend: „Wäre es wirklich ein so großes Unglück für Sie, mein lieber Herr von Degenfeld, wenn Sie nicht mehr das bittere Brot eines Hofbediensteten zu essen brauchten?"

Der Kammerherr zuckte zusammen und wurde blaß. Die Worte klangen wie ein Donnerschlag in sein Ohr. Wie war ihm denn? Hatte er — er

nicht selbst vor einigen Tagen diese vermessene, kecke Äußerung gethan? Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, während er in seinem Gedächtnis forschte. Richtig, im Park, im Pavillon bei einer seiner geheimen Zusammenkünfte mit Lucie von Kottwitz, seiner heimlich Verlobten. Aber wie wußte der Prinz —? War es nur ein Zufall, der ihm ähnliche Worte in den Mund legte? Er wagte einen verstohlen forschenden Blick nach dem Prinzen hin, aber das Lächeln, das noch auf Seiner Hoheit Lippen schwebte, weissagte ihm nichts Gutes und als nun vollends der Prinz seinen Worten mit einem geradezu niederschmetterndem Ausdruck unverkennbaren Spottes hinzufügte: „Ein Höfling ist ja doch im Grunde nur ein Spielball durchlauchtiger Launen —“ da sank ihm vollends das Herz.

Die drei letzten Worte dehnte der Prinz mit breiter Behaglichkeit, als bereiteten sie ihm ein unendliches Vergnügen. Der Kammerherr aber knickte förmlich in sich zusammen. Neben dem furchtbaren Schrecken, der ihn erfaßte, drückte auch noch eine ohnmächtige Eifersucht ihm ihre Krallen in die zuckende

Seele. Kein Zweifel, der Prinz wußte — wußte alles und niemand als Lucie selbst konnte es ihm mitgeteilt haben. Meinte sie es ihm gegenüber nicht ehrlich? Verriet sie ihn an den Prinzen? Diese Fragen schwirrten dem armen Höfling im Kopfe herum und betäubten ihn fast. Ganz wirr war ihm zu Mute und seine Augen, die sich nicht zu dem Gesicht des ihm unmittelbar gegenüberstehenden Prinzen zu erheben wagten, irrten unstät im Zimmer umher.

Prinz Egbert fühlte sich jetzt Herr der Situation und betrachtete sein Spiel so gut als gewonnen. Auch äußerlich gab er sich den Anschein voller Überlegenheit, während er sarkastisch fortfuhr: „Ein Zufall machte mich mit Ihrer wahren Gesinnung bekannt, die Sie bisher ganz ausgezeichnet hinter einer äußerst loyalen Außenseite zu verbergen verstanden. Apropos, gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, lieber Herr von Degenfeld: ein kräftiges, sonores Organ ist eine Zierde, aber man thut doch gut, bei gewissen intimen Geständnissen etwas weniger ausgiebigen Gebrauch davon zu machen."

„Hoheit —" stammelte der Höfling ganz vernichtet.

„Kommen wir zu Ende! Ihre Situation ist diese: Entweder Sie fügen sich meinem Wunsche und gehen mit Kern nach Amerika, oder aber Sie zwingen mich, noch heute meinen Onkel, den Herzog, aufzusuchen und ihn zu bitten, mir einen anderen Reisebegleiter zu bestimmen. Mein durchlauchtiger Onkel wird außerordentlich überrascht sein, wenn ich ihm mitteile, wie der Kammerherr von Degenfeld seine Stellung bei Hofe auffaßt und mit welchen Gefühlen er von ihr spricht. Ich bezweifle, daß Sie dann dem Herzog noch als die geeignete Persönlichkeit für irgend eine Vertrauensstellung erscheinen, ja, ich befürchte, er möchte Ihnen dann für immer das bittere Brot des Hofdienstes entziehen Im anderen Falle aber, mein lieber Herr von Degenfeld, erkläre ich Ihnen, daß ich — gleichviel ob der Dienst, den Sie mir geleistet, zur Kenntnis des Herzogs gelangt oder nicht — daß ich es für meine Pflicht halten werde, Sie für das, was Sie um meinetwillen hier aufs Spiel setzen, in vollem Umfange zu entschädigen. Mein Vater braucht nächstens einen neuen Güterdirektor, da der alte Kern das pensionsfähige Alter

erreicht hat. Ich werde Sie meinem Vater aufs angelegenlichste empfehlen. Entscheiden Sie sich, und bedenken Sie wohl, Herr von Degenfeld, daß es sich ja nicht nur um Ihre Zukunft, sondern auch um die einer jungen Dame handelt, von der ich weiß, daß sie nichts sehnlicher wünscht, als sobald als möglich — Frau von Degenfeld zu werden."

Die letzten Worte, auf die der Prinz eine gewisse Betonung gelegt, nahmen dem Kammerherrn eine Last von der Seele. Unter den mannigfaltigen Gefühlen, die in seiner erregten Brust hin- und herwogten, machte sich auch eine leise Rührung und Freudigkeit geltend, die für den Augenblick alle anderen Empfindungen in den Hintergrund drängte.

„Hoheit sind zu gütig," stammelte er, sich mit der Hand sehr etikettwidrig die feuchte Stirn wischend, „Hoheit bezwingen mich durch Dero Gnade und Liebenswürdigkeit —"

Über des Prinzen Gesicht ging ein freudiges Aufleuchten und in einer impulsiven Bewegung streckte er dem Höfling die Hand entgegen: „Sie willigen also ein?"

Der Kammerherr legte, sich tief verbeugend, seine Fingerspitzen in die Hand des Prinzen: „Hoheit lassen mir keine Wahl.“ —

Am andern Morgen fand die Abreise des Prinzen und seines Begleiters mit all dem Pomp statt, den der Herzog bei solchen Gelegenheiten für unumgänglich hielt. Der Hofmarschall, die Flügeladjutanten, sowie die Spitzen der Civil- und Militärbehörden hatten sich auf dem Bahnhof eingefunden. Der Herzog selbst begleitete seinen Neffen zu dem Salonwagen, der für den Prinzen dem fahrplanmäßigen Courierzug eingefügt worden. Es war ein erhebender Anblick, der die zahlreich Herumstehenden mit aufrichtiger Rührung erfüllte, als der Prinz sich niederbeugte, um dem greisen Herzog die Hand zu küssen, und als der Herzog, dem Handkuß zuvorkommend, den Thronerben an seine Brust zog. Als sich der Zug dann in Bewegung setzte, entblößten sich alle Häupter, während aus den Reihen des weiter abstehenden Volkes laute Hurras erschallten.

Zu diesen feierlich gehobenen Gefühlen, die augenscheinlich bei den Zurückbleibenden vorherrschte,

stand die Stimmung der Abreisenden selbst in grellem Gegensatz. Dem Kammerherrn war sehr beklommen zu Mute. Seine Höflingsseele erzitterte bei dem Gedanken, welche verantwortungsvolle Rolle er bei dem unerhörten, abenteuerlichen Wagestück übernommen und nur das Bewußtsein, daß er dem Zwange der Verhältnisse folge, und der Gedanke an die Geliebte, deren Besitz ihm als Preis winkte, dämpfte seine Gewissensregungen. Selbst der Prinz rang mit zwiespältigen Empfindungen, und das Fieber der Erwartung, das ihn durchglühte, war mehr peinlicher als freudiger Natur. Am unbehaglichsten aber fühlte sich Oswald Kern, der still und unbeachtet in einen Waggon zweiter Klasse geschlüpft war. Mit heimlichem Entsetzen sah er Station auf Station an sich vorüberschwinden, und er bangte dem Moment, da er die Rolle seines prinzlichen Freundes übernehmen sollte, in jener verzweifelten, krampfhaft entschlossenen Stimmung entgegen, in der der junge Schwimmschüler sich zum ersten Mal kopfüber in die gefürchtete Flut stürzt.

IV.

Auf einer Umsteigestation gesellte sich Oswald Kern nach vorheriger Verabredung zu dem Prinzen und seinem Begleiter und als man in Hamburg ankam, präsentierte sich der Maler den wenigen Persönlichkeiten, die zum Empfange auf dem Perron erschienen waren, als Prinz Egbert. Am anderen Morgen begab sich der Pseudo-Prinz mit dem Kammerherrn an Bord eines Amerikadampfers, während der wirkliche Prinz ungekannt und unbeachtet als einfacher Schriftsteller Paul Reimann nach Berlin reiste.

Es war doch ein etwas bängliches Gefühl des Verlassenseins, das Prinz Egbert ergriff, als er auf dem Perron des Centralbahnhofs stand, von niemand begrüßt, von niemand empfangen. Im Hotel, wo ihn weltstädtischer Komfort, Luxus und Behaglichkeit umgab, schwand diese Nervenverstimmung sehr rasch, und am anderen Morgen, nach

mehrstündigem, stärkendem Schlummer, erwachte er frisch und froh, voll Begierde, sich in den Strudel des Lebens zu stürzen. Zum ersten Mal empfand er das köstliche Gefühl der Freiheit, des Ungebundenseins. Niemand achtete auf ihn, niemand kümmerte sich um ihn; kein pedantisch ausgeklügeltes Ceremoniell leitete seine Schritte; er war völlig Herr seiner Zeit und seiner Neigungen.

Aus tiefer Brust aufatmend, trat er auf die Straße hinaus. Eine Lebenslust, eine Lebensfreude sondergleichen durchglühte ihn; ihm war zu Mute wie dem Entdecker, der zum ersten Male das Land seines Sehnens betritt, das er in hundert Träumen und Phantasien vorausgeahnt.

Das vielgestaltige, geräuschvolle Großstadtleben umtobte ihn. Eine Minute stand er zaudernd, überlegend. Wohin sich wenden? Da rasselte ein Omnibus schwerfällig heran. Prinz Egbert warf einen neugierigen Blick nach dem Verdeck hinauf. Es schien eine ganze Musterkarte verschiedener Menschenklassen zu sein, deren Vertreter hoch oben auf luftiger Höhe Platz genommen. Da war zuerst ein älterer

Herr in langem, altmodischem Gehrock, einen hohen, engen Cylinder von nicht eben modernster Form auf dem Haupte — gewiß ein kleiner Beamter, der nach seinem Bureau fuhr. Der jüngere Herr neben ihm in den hellen karierten Beinkleidern trug ein in schwarze Glanzleinwand eingeschlagenes Paket unterm Arm, das ihn als Stadtreisenden legitimierte. Ein Dienstmann mit roter Mütze und blankem Messingschild, sowie ein Arbeiter waren die übrigen Insassen der einen Bank. Der abenteuerliche Prinz bedachte sich nicht lange. Da bot sich ja die beste Gelegenheit, sich unter das Volk zu mischen.

Mit einem Satz war er auf dem Trittbrett des Omnibus. Schwieriger war es schon, auf dem schwanken Standpunkt, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, den Nickel zu entrichten, den ihm der Kondukteur abverlangte, ehe er ihm den Zutritt zu den oberen Regionen gestattete. Auch das Hinaufklimmen auf der steilen, schmalen Leiter war für den Prinzen, der noch keine Übung darin hatte, keine Kleinigkeit. Als er das gefahrvolle Werk glücklich vollbracht, stand er eine Weile ratlos und

wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Die eine Bank schien völlig besetzt, die vier Insassen der anderen Bank, die von unten sein Interesse erregt, waren miteinander in eifrigem Gespräch, so daß es ihm leid that, sich trennend zwischen sie zu setzen. Aber der Arbeiter, der ihn in diesem Augenblick wahrnahm, machte seinem Zaudern ein Ende, indem er ihm mit kräftiger Stimme zurief, während er zugleich ein Stück von seinem Nachbar abrückte: „Man immer ran, junger Mann! Hier ist noch 'n Plätzchen für Sie. Nur nicht schüchtern!" Und als sich der Prinz, nicht ohne ein leises inneres Widerstreben, zwischen dem Arbeiter und dem Dienstmann niedergelassen, fuhr der erste, das angeschlagene Thema weiterspinnend, fort: „Mit die Schüchternheit, junger Mann, kommt man heutzutage nicht weit. Davon bin ich das leibhaftigste Beispiel. Seit vier Wochen frage ich in ganz Berlin nach Arbeit. Denken Sie wohl, daß ich schon das Geringste gekriegt habe? Ja Kuchen! Andre, die besser reden können als ich, schnappen mir immer die besten Stellen vor der Nase weg."

„Ja, ja, 's ist 'ne miserable Zeit," fiel der Dienstmann mit melancholischem Gesichtsausdruck ein. „Die Leute haben kein Geld. Stundenlang kann einer an seiner Ecke stehen, bis mal 'n Fünfzigpfennigstück für 'n Gang oder sonst was abfällt."

Der Arbeiter machte eine Handbewegung als wenn er sagen wollte: „Du hast gut reden!" Und dann nahm er mit einem Seufzer von neuem das Wort: „Wenn der Mensch man überhaupt 'n Verdienst hat, da heißt's dann eben: sich nach der Decke strecken. Sehn Sie, früher hatt' ich 'ne Stelle auf 'm Kohlenhof. Fünfzehn Mark die Woche hatt' ich und manches Fünf- und Zehnpfennigstück gab's obendrein als Trinkgeld. Was stand ich mir 'n da aus? Die Arbeit war ja nicht leicht, aber ich war 'n glücklicher Mensch und hatte zu leben und konnte noch manche Mark auf die hohe Kante legen."

„Sie haben gewiß keine Familie nicht?" warf der Dienstmann ein.

„Was glauben Sie wohl," gab der Arbeiter förmlich entrüstet zurück, „'ne Frau und vier Jöhren. Ja, ja, wenn ich dazumal nicht 'n Spargroschen bei-

seite gelegt, dann hätten wir schon längst Hungerpoten saugen können."

Ein Gemisch verschiedenartiger Empfindungen quoll in des Prinzen Brust empor. Er schämte sich seiner Ängstlichkeit, mit der er sich so eng wie möglich gemacht, nur um der Berührung mit dem Arbeiter zu entgehen, dessen Rock noch deutlich seinen früheren „anschwärzenden" Beruf verriet. Daneben regten sich Bewunderung und grenzenloses Erstaunen in ihm. Ein Märchen hätte ihm nicht unwahrscheinlicher klingen können als das, was er soeben gehört. Es war eine völlig unbekannte Welt für ihn, in die ihm der Zufall einen Blick gestattet. Wie, es gab Menschen, die von einem so lächerlich geringen Betrage ihr Leben zu fristen gezwungen waren und die sich noch obendrein glücklich und zufrieden schätzten? Die leise Hochachtung, die vor dem einfachen Manne an seiner Seite in ihm aufkeimen wollte, konnte leider durch ein körperliches Mißbehagen nicht zur Geltung kommen. Der Arbeiter hatte einen Cigarrenstummel im Munde, aus dem er eben jetzt, offenbar um seinem inneren Unmut Luft

zu machen, dicke Rauchwolken ausstieß, die ein tückischer Luftzug dem Prinzen direkt ins Gesicht trieb. Es mußte ein fürchterliches Kraut sein, denn es benahm dem Prinzen fast den Atem und er würgte und schluckte und hatte Mühe, die Pein und Übelkeit, die ihm seines Nachbars Cigarre bereitete, zu verbergen. In seiner Not sah er nur einen Ausweg: sich durch den Rauch einer seiner Havanna gegen die Unbill, die ihm die Pfälzer seines Nachbars bereitete, zu schützen.

Als er seine Cigarrentasche hervorzog, bot ihm der Arbeiter höflich Feuer.

„Wohl ein feines Kraut," bemerkte er, mit neidischem Blick nach dem Goldstreifen schielend, der die Cigarre schmückte, „kostet gewiß seine acht Pfennige?"

„Zwanzig," erwiderte der Prinz, ohne sich im Augenblick die Situation, in der er sich befand, zu vergegenwärtigen.

„Zwan—" der Arbeiter lüftete unwillkürlich seinen Arm, der an dem seines Nachbars dicht an-

lag, und betrachtete letzteren von der Seite mit nicht geringem Respekt.

Der Prinz nahm eine der Cigarren und reichte sie seinem Nachbar. „Wollen Sie nicht auch eine davon versuchen?“

Der Arbeiter ergriff die Cigarre mit den Fingerspitzen, als befürchte er, ihr einen Schaden zuzufügen. Dann betrachtete er sie aufmerksam von allen Seiten, langte darauf aus der Tasche ein Stück Zeitungspapier heraus, schlug das teure Kraut sorgfältig darin ein und steckte sie behutsam zu sich.

„Die ist zu schade für hier oben,“ erklärte er. „Schönen Dank auch, Herr! Die rauche ich Sonntag nachmittag zu Hause.“

Nach einer geraumen Weile — der Dienstmann und der Commis hatten den Wagen verlassen und auch der alte Beamte, der die ganze Zeit über mit steifem Rücken dagesessen, rüstete sich zum Herabsteigen — wandte sich der Arbeiter plötzlich an seinen Nachbar mit der Bemerkung: „Wissen Sie, lieber Herr, nun habe ich mir schon die längste Zeit

den Kopf darüber zerbrochen, was Sie wohl eigentlich sein könnten. Ein Beamter sind Sie nicht. Denn warum? Ein höherer Beamter fährt nicht oben auf'm Omnibus und ein subalterner raucht keine Zweigroschencigarren."

„Sie mögen recht haben," entgegnete Prinz Egbert, den die zutrauliche, naive Art des Arbeiters nicht wenig belustigte und der sich im stillen beglückwünschte, es gleich am ersten Tage seines Inkognito so gut getroffen zu haben. „Für was taxieren Sie mich nun aber, lieber Mann?"

„Ein Studente sind Sie auch nicht," fuhr der Arbeiter fort, nachdem er seinen Nachbar noch einmal prüfend von oben bis unten in Augenschein genommen, „denn dazu sind Sie erstens nicht mehr jung genug und zweitens hier" — er deutete auf seine Wange — „so 'n Studente hat manchmal 'n Gesicht wie 'n gehacktes Beefsteak."

Plötzlich blitzte ein lustiges Lächeln in den Mienen des Arbeiters auf. „Nu werd' ich Ihnen einmal sagen, was Sie sind — 'n Weinreisender sind Sie oder ein Buchhalter aus 'm Bankgeschäft — Stimmt's?"

Dem Prinzen kostete es keine geringe Anstrengung, sich ernst zu erhalten und er hatte Mühe, ein lautes Auflachen zu unterdrücken. In stummer Bestätigung nickte er mit dem Kopf.

„Sehen Sie," rief der Arbeiter triumphierend und seinem Nachbar wieder ein Stückchen näherrückend, erzählte er zutraulich: „Ich habe 'n Landsmann, der ist Comptoirdiener bei Robert Warschauern — auch 'ne feine Firma. Wo konditionieren Sie denn?"

„Bei Bleichröder," entgegnete der Gefragte, die einzige Berliner Bankfirma nennend, von der er überhaupt wußte.

Der Arbeiter schlug sich mit der flachen Hand auf das Knie, daß es laut klatschte. „Nu sehen Sie mal. Ausgerechnet bei Bleichrödern. Haben Sie aber 'n Glück, junger Mann. Da verdienen Sie wohl 'n schönes Stück Geld?"

„Es geht."

Der Arbeiter betrachtete seinen Nachbar von neuem mit stummen Blicken, in denen sich Bewunderung und Neid mischten.

„Ja, ja, das Glück ist recht ungleich verteilt,"

sagte er melancholisch. „Ich wär' schon zufrieden, wenn ich Bleichrödern die Stiefel putzen dürfte. Und Sie — — na, so 'ne drei-, vierhundert Mark den Monat werden Sie wohl haben, dabei sind Sie 'n junger Mensch und keine Familie und für niemand zu sorgen, dagegen unsereins —"

Er schwieg und ließ den Kopf auf die Brust sinken und schien sich sehr niederziehenden Betrachtungen hinzugeben. Dem Prinzen fuhr es wie ein Stich durch die Brust. Ein quälendes Gefühl, fast ein körperliches Unbehagen überkam ihn. Noch nie in seinem Leben hatte er der ordinären Not des Lebens so nahe ins Gesicht gesehen. Das Los des armen Mannes an seiner Seite erschien ihm plötzlich als ein unendlich trostloses. Wie dem Armen wohl zu Mute sein mußte, der vielleicht nicht wußte, wovon er morgen seinen und der Seinigen Hunger stillen sollte?

In seinem Mitgefühl hatte er unwillkürlich sein Portemonnaie hervorgezogen, nun drehte er es verlegen in seiner Hand herum. Endlich faßte er sich ein Herz, er griff aufs Geratewohl in seinen Geld-

vorrat hinein und brachte zwei Zwanzigmarkstücke zum Vorschein.

„Da," sagte er errötend, mit stotternder Stimme, „da, nehmen Sie, lieber Mann!" Und als ihn der Arbeiter, ohne gleich zu begreifen, bestürzt ansah, fügte er, mit einem Versuch zu scherzen, hinzu: „Sie haben recht, das Glück ist zu ungleich verteilt, da muß man dem eben 'n bißchen nachhelfen."

Erst jetzt verstand der Arbeiter und mit dem Gelde zugleich die Hand des Wohlthäters ergreifend und sie in seiner Rührung mit dem ganzen Aufwand seiner Kraft drückend, stammelte er: „Aber, lieber Herr, das — das kann ich ja gar nicht verlangen. Wie? Vier — vierzig Mark! Sie haben sich gewiß vergriffen? Nicht? Das ganze schöne Geld, das wollen Sie mir nu schenken?"

Es zuckte und arbeitete in dem groblinigen Gesicht des Überraschten, als kostete es ihm Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Der Prinz aber nickte. Ihm war ganz heiß geworden. Die übermäßige Freude des Arbeiters, der sich gebärdete, als sei ihm mit dem Geschenk der lumpigen vierzig Mark wer

weiß welch hohes Glück widerfahren, beschämte ihn und er sprang auf, um sich den weiteren Dankesergüssen des Überglücklichen zu entziehen. Mit einem kurzen: „Adieu! Ich bin am Ziel," entfernte er sich eilig.

Als der Prinz wieder unten glücklich angelangt war und noch einen letzten Blick nach oben sandte, sah er, wie der Arbeiter mit strahlendem Gesicht herunternickte und begeistert den Hut gegen ihn schwenkte. Ein wohlthuendes Gefühl senkte sich jetzt auf ihn, das erhebende Bewußtsein, einen Menschen glücklich gemacht zu haben. Es war für ihn eine ebenso neue wie reizvolle Empfindung, einmal als einfacher Mensch mit Menschen verkehrt zu haben. Mit lächelnder Rührung und stiller Genugthuung betrachtete er seine Hand, die den Händedruck des Arbeiters so tapfer ertragen und die unter der erlittenen Strapaze ganz rot und dick geworden war.

Als ihm der Omnibus aus der Gesichtsweite gekommen, orientierte er sich. In der Nähe der Potsdamer Brücke befand er sich, im Berliner Westen, wo die Schriftsteller- und Künstlerwelt der deutschen

Kaiserstadt ihre Wohnungen hat. Er dachte einen Augenblick nach. Irgendwo in der Nähe mußte auch Professor Grothuß wohnen, an den ihm Oswald Kern einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Er griff in seine Rocktasche. Richtig — Lützowstraße. Das war gar nicht weit. Wie, wenn er die Gelegenheit benutzte und den Professor sogleich aufsuchte? Er war außerordentlich gespannt auf die Bekanntschaft des alten Sonderlings. Oswald hatte ihm die wunderbarsten Geschichten über seinen ehemaligen Lehrer und väterlichen Freund erzählt. Der Professor mußte ein wahres Original sein. Er hatte in seiner Kunst eine bestimmte, engbegrenzte Spezialität und seine ganz besondere Art zu malen.

Anfangs war es ihm sehr schlecht gegangen. Man hatte ihn verspottet und verlacht; niemand hatte seine bizarren Bilder kaufen wollen. Er war mit seiner kleinen Familie in Not und Elend geraten. Vergebens hatten ihm wohlmeinende Kunsthändler geraten, sein Talent in den Dienst anderer Aufgaben zu stellen, sich der Mode und dem leichteren Geschmack des Publikums anzubequemen. Aber der stolze Künstler

hatte auch nicht um eines Haares Breite nachgegeben.

„Ich dem Publikum nachlaufen?“ hatte er mit echtem Künstlerstolz geantwortet. „Nimmermehr! Das Publikum muß zu mir kommen.“

Und es kam. Er hatte das Glück, die Aufmerksamkeit eines einflußreichen Kunstkritikers zu erregen, der es sich zur Aufgabe machte, das originelle Talent des begabten Künstlers zur Anerkennung zu bringen. Dennoch vergingen Jahre, bis es Grothuß gelang, sich durchzuringen. Nun aber hatte er sein Publikum, nicht die große, breite, wandelbare Menge, sondern eine sich stetig vergrößernde Anzahl wirklich kunstverständiger und kunstbegeisterter Liebhaber, von denen er mehr Aufträge erhielt, als er ausführen konnte. Zuletzt war sein Talent auch offiziell durch die Verleihung des Professorentitels anerkannt worden. Auf des Künstlers Charakterbildung aber hatte das späte Glück keinen Einfluß mehr ausüben können. Das knorrige, rauhe Wesen, das in den Tagen der Bitterkeit und Not, der niederziehenden, kränkenden Erfahrungen sich gebildet, ließ sich nicht mehr ummodeln

und auch heute, wo sein Name gekannt und geachtet und seine äußere Lage gegen früher eine glänzende war, pflegte Professor Grothuß so gut wie keinen gesellschaftlichen Verkehr, und wenn er je einmal an einer größeren Festlichkeit teilnahm, so geschah es nur in Rücksicht auf seine einzige Tochter, auf die sich alle weicheren Empfindungen seines Seelenlebens konzentrierten.

Als Prinz Egbert an der Thür des Malers geklingelt, erschien schlürfenden Schrittes ein dienender Geist, ein etwa vierzig Jahre altes Dienstmädchen von kleiner, verwachsener Figur und mit einem Gesicht, das durch den Ausdruck von Mißtrauen und geistiger Beschränktheit noch unschöner erschien, als es ohnedies war mit seinen groben Zügen, seiner breiten Kolbennase und seinen dicken, wulstigen Lippen. Sie maß den Einlaßbegehrenden mit unfreundlichen und fast empörten Blicken.

„Was wünschen Sie?“ herrschte sie ihn in breitem, ostpreußischem Dialekt an.

„Ich möchte den Herrn Professor sprechen.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Da muß ich erst fragen. Wer sind Sie und was wollen Sie?“

Der Prinz mußte unwillkürlich lächeln. Ein solcher Empfang war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht bereitet worden. Aber freilich, hatte er es bei dem Sonderling, der in dem Rufe der Menschenscheu stand, anders erwarten können?

Er zog sein Empfehlungsschreiben aus der Tasche und reichte es dem weiblichen Cerberus mit den Worten: „Der Brief hier legitimiert mich. Bitte, wollen Sie ihn dem Herrn Professor bringen.“

„Es ist gut! Warten Sie!“

Damit schlug ihm die Ostpreußin die Thür vor der Nase zu, nicht ohne ihn zuvor noch einmal mit deutlichem Mißtrauen von oben bis unten gemustert zu haben.

Eine geraume Weile verstrich. Der Prinz hatte Zeit, über seine eigentümliche Lage nachzudenken. Die Situation erschien ihm viel zu neu und originell, als daß er sich über die ihm widerfahrene Behandlung geärgert hätte. Im Gegenteil. Es hatte einen eigenen Reiz für ihn, auch einmal ohne alle Um=

stände rücksichtslos und grob behandelt zu werden. Aber er fing doch schon an, etwas ungeduldig zu werden, als das alte Mädchen endlich wieder erschien.

„Kommen Sie!“ schrie sie ihn an, augenscheinlich sehr ärgerlich, daß ihr der Fremde so viele Mühe verursachte. Sie schritt ihm voran. Er folgte, innerlich neugierig, wie sich nach diesem vielversprechenden Empfang das weitere entwickeln würde. Sie durchmaßen ein großes „Berliner Zimmer“, alsdann einen langen, halbfinsteren Korridor, an dessen Ende die Ostpreußin stehen blieb und auf eine schwer erkennbare Thür deutete. „Hier ist's Atelier,“ sagte sie. „Da ist er drin. Gehen Sie man dreist rein!“

Damit kehrte sie wieder um, ihm allein überlassend, in dem Halbdunkel nach der Klinke zu tasten. Endlich fand er sie, und nachdem er angeklopft und ihm ein kräftiges: „Herein!“ geantwortet, trat er ein.

Es war ein großer, heller Raum, den die eigenartige Ausschmückung sogleich als Künstler-Atelier bezeichnete. Durch die hohen, breiten Fenster ging der Blick auf einen kleinen, sorgsam gepflegten Garten hinaus. Mitten im Atelier vor einer großen Staffelei

saß ein Mann, der ein hoher Fünfziger sein mochte. Er befand sich in Hemdsärmel und rauchte aus einer langen Pfeife, die vermittelst ihres spitzen Hornabgusses zwischen seinen Beinen auf dem Erdboden einen Stützpunkt hatte. Ohne sich zu erheben, streckte er dem Eintretenden die Hand entgegen und redete ihn an, die Worte schnell aufeinander folgen lassend, als liege ihm daran, rasch damit fertig zu werden:

„Guten Tag, Herr Reimann. Oswald hat Sie mir angelegentlich empfohlen. Setzen Sie sich! Die Kleinigkeit hier muß ich noch fertig bringen, ich bin gerade so schön im Zuge und nachher, wer weiß — das Schwatzen bringt einen oft aus der Stimmung.“

Damit hatte er auch schon wieder seinen Pinsel, den er während der Begrüßung auf einen kleinen neben ihm stehenden Tisch gelegt, ergriffen und nun vertiefte er sich von neuem in seine Arbeit, seinen Gast sich selbst überlassend.

Prinz Egbert fühlte sich durch diese eigenartige Begrüßung, die ganz dem Empfang durch das Dienstmädchen entsprach, nicht sonderlich überrascht, war er doch durch Oswald Kern genügend vorbereitet. Er

machte eine stumme Verbeugung nach dem Professor hin, zum Zeichen, daß er sich ganz seinem Wunsche füge, und fing an im Atelier umherzugehen, um die originelle Ausschmückung näher in Augenschein zu nehmen. Der Professor räusperte sich ein paarmal und rückte unruhig auf seinem Sessel hin und her, plötzlich drehte er sich nach seinem Besucher herum mit den heftig hervorgesprudelten Worten: „Aber, zum Henker, so trampeln Sie doch nicht in einemfort herum. Setzen Sie sich doch!“ In einem weniger scharfen Tonfall fügte er gleichsam zur Erklärung und Entschuldigung hinzu: „Das Herumlaufen bei der Arbeit kann ich absolut nicht vertragen. Das macht mich ganz nervös!“

Prinz Egbert schrak unwillkürlich zusammen und das Blut stieg ihm heiß in die Wangen. Er war nahe daran, heftig aufzufahren und den Grobian mit dem ganzen Aufgebot seiner prinzlichen Würde niederzuschmettern, aber noch rechtzeitig erinnerte er sich, daß er ja hier nicht als Prinz, sondern als unbekannter junger Schriftsteller erschienen war. Sich rasch in die ihm noch ungewohnte Rolle fügend,

nahm er einen Stuhl und ließ sich in einiger Entfernung von dem Professor nieder. Immerhin gebrauchte er ein paar Minuten, um die ihm aufsteigende peinliche Empfindung niederzukämpfen. Endlich war ihm auch das gelungen und er war imstande, den Maler mit Ruhe zu betrachten. Es war eine knorrige, untersetzte Gestalt; das Haar trug er ganz kurz geschoren, der stark ergraute Bart aber wallte ihm lang bis zur Brust hinab. Es regte sich doch unwillkürlich in dem Prinzen eine Empfindung ehrlicher Hochachtung und Bewunderung vor diesem einfachen Manne, der aus den kleinsten Verhältnissen heraus sich ohne alle Protektion durch sein Können emporgerungen.

„So," sagte der Professor und legte Palette und Pinsel beiseite und wandte sich seinem Gaste zu — „mein Pensum für heute ist fertig. Nun lassen Sie uns ein wenig von Kern plaudern." Er erhob sich und holte von einem Nebentisch eine Kiste Cigarren. „Sie rauchen doch?"

Der Prinz nickte. „Gewiß, Herr Professor."

„Vielleicht ziehen Sie eine Pfeife vor?" Der

Fragende deutete auf einen großen Pfeifenständer in einer Ecke des Ateliers, der reich mit Pfeifen aller Arten und Größen ausgestattet war.

Der Prinz lächelte unwillkürlich und bejahte dann eifrig. Er hatte zwar noch nie im Leben eine Pfeife im Munde gehabt, aber er hatte sich ja vorgenommen, nichts Neuem und für ihn Ungewöhnlichem aus dem Wege zu gehen.

„Wenn ich bitten darf, Herr Professor."

Professor Grothuß blickte ein wenig überrascht, nicht unangenehm, wie es schien. „Also Sie rauchen Pfeife," sagte er in einem Ton, aus dem so etwas wie Wohlwollen herausklang. „Eine Seltenheit heutzutage bei unseren jungen Leuten. Bedienen Sie sich!"

Der Prinz wählte aus dem Vorrat aufs Geratewohl und setzte nicht ohne einige Schwierigkeit die bereits gestopfte Pfeife in Brand. Dann setzte er sich dem Maler wieder gegenüber.

„Also der Kern, der Hallodri, ist auf dem Wege nach Italien?" begann der Professor. „Na, die höchste Zeit war's, wär' da unten bei seinem prinz-

lichen Freunde wahrscheinlich mit der Zeit ganz und gar zur Hofschranze geworden und dann ade Kunst!"

Der Prinz widersprach mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit: „Da haben Sie sich doch wohl einer ganz unbegründeten Befürchtung hingegeben, Herr Professor. So viel ich weiß, teilt Prinz Egbert mit seinem Freunde Kern die Liebe und das Verständnis für die Kunst."

Über des Malers Gesicht lief ein höhnisches und ärgerliches Zucken und er streckte beide Hände abwehrend gegen den Sprechenden aus. „Damit bleiben Sie mir gefälligst vom Leibe. Liebe und Verständnis für die Kunst!" Professor Grothuß ließ ein spöttisches Lachen hören. „Mumpitz, das sage ich Ihnen auf gut Berlinisch. Nichts als Koketterie. Man will sich ein Air geben und den Mäcen spielen und hat doch innerlich nicht 'ne Spur von Interesse und Verständnis. Nein, in der Hofluft kann die echte, rechte Kunst nimmermehr gedeihen. Der Künstler muß frei sein, unabhängig nach allen Seiten hin. Am wenigsten aber soll er sich von Prinzen und Fürsten inspirieren lassen, dabei kommt nie was Ge-

scheites heraus. Wer keinen höheren Ehrgeiz kennt, als sich in fürstlicher Huld zu sonnen, der soll doch lieber gleich Lakai werden und sich Kniehosen und 'n Tressenrock anmessen lassen. Was versteht denn solch ein Prinzchen von Kunst und Künstlertum!"

Die derbe, rücksichtslos absprechende Art des Malers brachte auch des Prinzen Blut in Wallung und seine Worte wirkten wie eine persönliche Kränkung auf ihn.

„Erlauben Sie," gab er hitzig zurück, „es kann doch wohl Ausnahmen geben, und es erscheint mir höchst ungerecht, ohne Rücksicht auf die Individualität einfach in Bausch und Bogen einem ganzen Stande gewisse Fähigkeiten abzuerkennen. Was speziell den Prinzen Egbert anbetrifft —"

Professor Grothuß unterbrach seinen Gast mit einem kurzen, rauhen Auflachen. „Hören Sie mal," sagte er, den ihm Gegenübersitzenden mit spöttischem, ironischem Blick messend, „Sie nehmen sich ja des Prinzen höllisch warm an — erfreuen sich wohl auch der Ehre durchlauchtigster Freundschaft?"

„Ich?" Dem Prinzen kam mit einem Male das

Bewußtsein des Humoristischen in seiner Situation und er entgegnete, innerlich belustigt: „Ich? Bewahre! Ich kenne den Prinzen nur ganz oberflächlich, sozusagen nur vom Hörensagen, Herr Professor.“

„Desto besser für Sie! Hofluft ist Gift für jeden selbständig strebenden Künstler. Ist schon manches tüchtige Talent daran zu Grunde gegangen. Ich für mein Teil kann das Hofgeschmeiß nicht riechen, und das sage ich Ihnen gerade heraus, wenn Sie sich etwa mir gegenüber mit der prinzlichen Freundschaft oder dergleichen aufgespielt hätten, so — na, bei mir wären Sie damit an den Rechten gekommen. Kann's noch heute nicht dem Oswald Kern verzeihen, daß er die Dummheit beging, dem Prinzen Dingsda, der die durchlauchtige Laune hat, den Kunstkenner zu spielen, nachzulaufen. Habe ihm in der ganzen Zeit nicht eine Zeile geschrieben.“

„Was Oswald oft genug schmerzlich beklagt hat.“

„Hat er?“ In des Professors Mienen prägte sich ein Zug grimmiger Genugthuung aus.

„Gewiß, Herr Professor.“

„Wissen Sie —“ der Professor drehte sich leb-

haft auf seinem Sessel herum — „wissen Sie, wenn wir gute Freunde werden wollen, müssen Sie mir vor allem eins versprechen —“

„Bitte, Herr Professor.“

Der Angeredete machte ein Gesicht, als habe er irgend etwas Saures verschluckt. „Zum Donnerwetter,“ platzte er aufbrausend heraus — „so hören Sie doch endlich einmal mit dem vermaledeiten Professor auf. Innerhalb der letzten zehn Minuten haben Sie mich mindestens ein halbes Dutzend mal Professor geschimpft. Denken Sie etwa, daß Sie mir damit einen Gefallen erweisen? Hat sich was! Den Professor schenk' ich Ihnen. Haben ihn mir meuchlings versetzt, ohne mich zu fragen. Habe ja still halten müssen, aber —“

Der Professor verstummte, denn die Thür ging in diesem Augenblick auf und auf der Schwelle stand eine Erscheinung, die den Prinzen emporschnellen machte, als habe ihn ein elektrischer Funke berührt.

V.

Es war ein junges Mädchen, das dem Prinzen inmitten dieser Umgebung, im Gegensatz zu dem knorrigen, griesgrämigen Sonderling, wie ein Genius heiteren Frohsinns erschien. Sie mußte ihrer körperlichen Entwickelung nach mindestens achtzehn Jahre alt sein, aber in ihrem Gesicht spiegelte sich die Reinheit und Unschuld einer Kinderseele. Sie trug ein leichtes Sommerkleid und in der Hand einen Strohhut. Ihre großen braunen Kinderaugen blickten halb neugierig, halb erschreckt und der in zierlichen, hellbraunen Halbschuhen steckende Fuß hielt zögernd inne.

Auch der Prinz stand in stummer Überraschung, ganz in das Anschauen des lieblichen, anmutigen Mädchenbildes versunken. Seine Bewunderung mochte in seinen Mienen allzu sichtbar ausgeprägt sein, denn in ihre zarten Wangen stieg eine leise Röte und ihr

Blick, der sich mit dem seinen begegnet hatte, wandte sich scheu zu Boden.

„Nur näher, Else!“ rief der Professor, dessen verwitterte, ernste Züge sich wunderbar erhellt hatten, seit das jugendschöne Geschöpf ins Zimmer getreten. „Nur näher!“ Du wirst Dich doch vor dem Herrn nicht fürchten? Ein Freund Oswald Kerns, des Abtrünnigen, Herr —“

„Reimann,“ fiel der Prinz ein.

„Ganz recht: Herr Reimann, Schriftsteller — oder einer, der's werden will. Hast Du den Namen schon mal wo gelesen? Ich nicht!“

Else antwortete nicht auf die Frage mit dem nicht gerade höflichen Nachsatz, sondern machte ein paar Schritte auf den Fremden zu und streckte ihm die Rechte entgegen. Der Prinz konnte eine gewisse Befangenheit nicht ganz unterdrücken. Er kam sich so unbedeutend vor. Reimann — Schriftsteller ohne Namen! Und doch regte sich das unwillkürliche Verlangen in ihm, Eindruck zu machen. Zum ersten Male an diesem Tage züngelte wie ein Blitz das Bedauern in seiner Seele auf, daß er sich des Vor-

teils seines Ranges so ganz begeben. Dazu genierte ihn die verwünschte Pfeife, die er in seiner linken Hand hielt und mit der er sich selbst sehr linkisch und pedantisch erschien.

„Meine Tochter Else," stellte der Maler weiter vor, und die freudige Genugthuung, die er empfand, leuchtete von seinem aufstrahlenden Gesicht. Er griff der Errötenden liebkosend unter das Kinn. „Na, kleine Rumtreiberin, wo bist Du denn so lange gewesen?"

„Spazieren, Papa, mit Frau Gutzeit. Wir waren im Tiergarten. Es war prächtig. So warm wie im —" Sie unterbrach sich, ihre Augen hafteten mit Entsetzen an dem Vater. Und nun beugte sie sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf er ein kurzes, halb unwilliges, halb verlegenes Lachen hören ließ.

„Aber was ist denn da weiter dabei?" sagte er laut. „Wir Männer nehmen das vor einander nicht so genau. Laß doch!"

Aber sie war trotz seines Protestes schon zum Kleiderschrank geeilt und hatte einen Rock herausge-

nommen, in den sie ihm trotz seines Widerstrebens hineinhalf.

„Sie nehmen es Papa nicht übel,“ plauderte sie dabei zu dem Prinzen hinüber, während ihr die Verlegenheit einen neuen Reiz verlieh, „wir sehen so selten Besuch bei uns —“

„Aber ich bitte sehr,“ entgegnete der Prinz, der sich, während sie an den Schrank getreten war, glücklich seiner Pfeife entledigt und seine gesellschaftliche Gewandtheit wiedergefunden hatte, „ich bitte sehr, ich schätze es als einen Vorzug, daß der Herr Professor sich meinetwegen keinen Zwang auferlegt und mich so gewissermaßen bereits als einen guten Bekannten —“

Der Maler aber ließ ihn nicht ausreden. Er erhob mit seinem sarkastischen Lächeln die Hand wie zur Abwehr und sagte: „Nicht Phrasen drechseln, junger Mann! Es glaubt Ihnen ja doch niemand. Innerlich werden Sie sich ja wohl nicht wenig entrüstet haben über meine Ungeschliffenheit. Aber ich bin mal so. Jeder Zwang ist mir verhaßt. Eigentlich müßte ich ja mit 'm Sammetjakett rumlaufen

und Haare bis hierher" — er streckte seine Hand nach dem Rücken aus — „dazu einen Kalabreser mit einer Krempe wie 'n Wagenrad. Aber ich finde es lächerlich, in so 'ner Art Künstleruniform die Vogelscheuche zu machen. Das ist gut für die, die's nötig haben, ihr Künstlertum jedem unter die Nase zu stecken, damit man's ihnen auch glaubt. Aber — sprechen wir mal 'n bißchen von Ihnen, junger Mann! Seit wann sind Sie denn in Berlin?"

„Seit gestern."

„So. Und was wollen Sie nun hier?"

„Das Großstadtleben studieren, litterarische Verbindungen suchen, künstlerische Anregungen —"

Der Maler nickte beipflichtend. „Können Sie hier haben, in Hülle und Fülle. Motive zum künstlerischen Schaffen giebt's hier die schwere Menge. Freilich, man muß sie zu finden verstehen. Was haben Sie denn schon geleistet, junger Goethe?"

Der Prinz errötete in wirklicher Verlegenheit. „Nur kleine Sachen, Studien, Feuilletons, die nicht der Rede wert sind."

„Glaub' ich Ihnen aufs Wort," warf der Maler

in seiner rücksichtslosen Offenheit ein. „In so 'nem kleinen Provinznest da muß ja Phantasie und Schwungkraft eintrocknen. Na, hier können Sie ja nun zeigen, was 'ne Harke ist. Haben Sie denn schon Verbindungen mit Zeitungen und Verlegern?“

„So gut wie keine.“

„Hm! Da werden Sie zu thun haben, sich über Wasser zu halten. Sie müssen sich das nicht so leicht vorstellen. Scharfe Konkurrenz hier in Berlin auf allen Gebieten. Ja, ja, der jugendliche Leichtsinn! — — Sie haben wohl von zu Hause so 'n bißchen was einzubrocken?“

Der Prinz verstand im ersten Augenblick nicht, was der Maler meinte. Als es ihm durch eine Gebärde des Fragenden klar geworden, konnte er sich eines Lächelns nicht erwehren. „Ein wenig, ja,“ antwortete er. „Aber ich habe die Absicht, mich je eher, je besser auf eigene Füße zu stellen.“

„Recht so!“ Der Maler klopfte dem jungen Mann ermunternd auf die Schulter. „Selbst ist der Mann! Aus Vaters Tasche zu leben ist kein Kunststück. Ich bin von meinem achtzehnten Jahre

an selbständig gewesen. — Also sozusagen an der Schwelle eines neuen Lebens. Da müssen wir miteinander auf eine glückliche Zukunft anstoßen."

Der Maler sah sich erstaunt um. „Ja, wo ist denn das Mädel hin?"

Er hatte es nicht wahrgenommen, daß Else sich leise aus dem Zimmer gestohlen, begleitet von des Prinzen halb bedauerndem, halb bittendem Blick, den sie wohl bemerkt und vor dem sie errötend ihre Augen gesenkt.

Brummend schritt der Maler zur Thür und rief mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft in den Korridor hinaus: „Else! Dummes Kind, wo steckst Du denn? Was läufst Du uns denn davon? Bring' uns lieber was zu trinken. Eine Flasche Roten und drei Gläser, drei! Aber fix!"

Es dauerte auch gar nicht lang, als das junge Mädchen wieder zurückkehrte, in den Händen eine Tablette, auf der eine Flasche und drei Gläser standen. Der Maler schenkte ein. Er schien ganz aufgeräumt und lachend erhob er das gefüllte Glas:

„Daß Ihnen in Ihrem Beruf bald Lorbeer und Gold erblühe!“

Else mußte sich zu ihnen setzen und mit ihnen anstoßen. Professor Grothuß trank mit dem Verständnis und der liebevollen Hingabe des Weinkenners. Prinz Egbert hielt die Gelegenheit für günstig, dem reizenden jungen Mädchen einige Artigkeiten zu sagen. Er erzählte von Oswald und daß er sie aus den Schilderungen des Freundes schon genau kenne. Darum sei sie ihm eigentlich gar nicht mehr fremd, ebensowenig wie der Herr Professor. Und deshalb habe es ihn auch, kaum daß er in Berlin angekommen, zu ihnen getrieben.

Eine wohlige, gehobene Stimmung war über ihn gekommen. Die Nähe des jungen Mädchens, das ebenfalls seine anfängliche Befangenheit überwunden hatte und nun, vom Wein und den Erinnerungen angeregt, lebhafter zu werden begonnen, fascinierte ihn. Seine Blicke weilten immer offener und länger auf ihrem lieblichen Gesicht, auf dem sich, wie bei Kindern, jede leise Regung der Seele widerspiegelte. Seine besondere Bewunderung aber erregte

ihr wunderbar zarter, reiner Teint, der so außerordentlich empfindlich war, daß ihm jede körperliche und innerliche Bewegung eine andere Farbennuance verlieh. Anfangs weiß, hatte er bei dem Affekt des Schreckens eine ganz feine gelbliche Färbung angenommen, während er jetzt, unter der Einwirkung des Weintrinkens, einen entzückenden rosigen Schimmer zeigte.

Der Professor ließ die jungen Leute plaudern und hörte ihnen schweigend zu, die Gläser füllend, so oft es not that, und selbst dem Weine alle Ehre anthuend. Nur manchmal, wenn Prinz Egbert gar zu tief ins Komplimentemachen geriet, erhob er halb scherzend, halb ernsthaft den Finger: „Nicht Phrasen drechseln, junger Mann!"

Eine volle Stunde mochte der Prinz bereits im Atelier geweilt haben, als er sich endlich erhob, um sich zu verabschieden.

„Kommen Sie, so oft Ihnen ums Herz danach ist," sagte der Professor mit ganz ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. „Eingeladen wird nicht. Alle Förmlichkeiten sind mir verhaßt. Sie müssen eben

vorlieb nehmen, wie Sie's gerade treffen. Wenn ich zu thun habe, so geniere ich mich nicht. Dann blättern Sie eben so lange in meinen Mappen, bis ich Zeit habe, oder Sie schwatzen 'n bißchen mit Else. Zum Plappern ist ja 'n junges Mädchen immer aufgelegt. Nicht, Else?"

„Du bist abscheulich, Papa," gab sie mit einer allerliebsten Schmollmiene zurück. „Sie müssen nicht glauben, daß ich eine Schwätzerin bin," wandte sie sich mit naivem Eifer an den Prinzen. „Freilich, wir haben so selten Gesellschaft, daß ich immer froh bin, wenn uns einmal jemand mit einem Besuch erfreut."

Dabei sah sie ihn mit einem so freundlichen Blick ihrer großen Kinderaugen an, daß ihm ganz warm ums Herz wurde und daß er unwillkürlich ihre Hand, die sie ihm zum Abschied gereicht, lebhafter drückte, als er eigentlich beabsichtigte.

„Apropos," erkundigte sich der Maler, „wo wohnen Sie denn, Herr Reimann?"

„Im Centralhotel."

„Im Centralhotel?" Der Sprechende wiegte leb-

haft tadelnd sein Haupt. „Na, hören Sie mal, teurer konnten Sie's wohl auch nicht treffen. Sie scheinen doch ein höllisch leichtsinniges Huhn, junger Mann. Mir thut Ihr armer Papa leid, der seinen Geldbeutel wohl nicht weit genug aufmachen kann."

„Ich habe die Absicht, noch heute in ein Chambre garnie überzusiedeln," entschuldigte sich Prinz Egbert, im stillen nicht wenig belustigt: „Wenn ich nur erst etwas Passendes gefunden hätte!"

Der Maler und seine Tochter sahen einander an, wie es schien, von demselben Gedanken bewegt.

„Wissen Sie," nahm der Professor das Wort, „was das betrifft, so kann ich Ihnen zufällig behilflich sein. Drüben, schräg vis-à-vis von uns, wohnt ein junges Ehepaar, das ein oder zwei Zimmer übrig hat. Die Frau ist eine Freundin Elses. Die Leutchen können's gebrauchen; er ist Buchhalter in einer Fabrik und sie hat auch nicht viel. Aber —" der Maler machte ein listiges Gesicht und sah seinen Besucher schelmisch von der Seite an — „aber ich weiß nicht, ob ich es verantworten kann, Sie zu empfehlen."

Der Prinz lächelte. „Sie können es dreist riskieren, Herr Professor. Ich verspreche, daß ich mich bemühen werde, Ihrer Empfehlung keine Unehre zu machen.“

„Na — na!“ Der Professor hob halb ernsthaft den Finger. „Sie scheinen mir der beste Bruder auch nicht.“

Else klinkte die Thür auf; der dunklen Glut, die ihr die Wangen bis zur Stirn färbte, sah man an, daß ihr des Vaters Scherz sehr peinlich war. Auch der Professor merkte es und lenkte rasch ein: „Na, ich will's mal wagen; damit's weiter keine Schwierigkeiten macht, könntest Du Herrn Reimann hinüberbegleiten.“

„Gern, Papa!“ Die freudige Bereitwilligkeit, die aus Elses Worten und Wesen sprach, that dem Prinzen ungemein wohl. Sie durchschritten gemeinsam den langen Korridor. Im Berliner Zimmer nahm Else ihren Hut, den sie dort niedergelegt hatte. Kaum waren sie auf die Treppe hinausgetreten, als sie sich mit den Worten, die ihr offenbar schon das Herz bedrückt hatten, an ihren Begleiter wandte:

„Papa ist etwas sonderlich und sagt gern frei heraus, wie er's meint. Sie müssen ihm das nicht übel nehmen, Herr Reimann. Im Grunde hat er ein gutes, warmes Herz und wenn Sie ihn erst näher kennen würden —"

„Aber ich bitte sehr," schnitt der Prinz mit wirklicher Wärme ihre Entschuldigungen ab, „ich schätze und verehre Ihren Herrn Papa schon heute. Sein offenes, rückhaltloses Wesen ist das Zeichen eines lauteren, ehrlichen Charakters."

Seine Worte schienen ihr viele Freude zu bereiten; ihre Augen leuchteten. „Und Sie werden Ihren Besuch wiederholen?"

„Gewiß! Mit großem Vergnügen."

„Papa wird sich sicherlich sehr freuen. Er hat so wenig Verkehr und steht fast ganz isoliert. Man verargt ihm seine Offenheit und Ungeniertheit."

„Mit Unrecht," entgegnete Prinz Egbert. „Ein Mann von der Bedeutung Ihres Herrn Papas hat das Recht seiner Individualität und er kann beanspruchen, daß man sich Mühe giebt, ihn zu verstehen,

und daß man lernt, den edlen Kern, der hinter der rauhen Schale steckt, zu finden."

Über Elses Gesicht breitete sich ein Schein herzlicher Freude. Sie war unwillkürlich stehen geblieben, jetzt reichte sie ihm die Hand und ihre Augen strahlten ihn dankbar an. „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen," sagte sie innig. „Es ist so sehr lieb von Ihnen, daß Sie so gut von Papa sprechen, und nun glaube ich auch, daß es keine bloße Höflichkeitsphrase war, als Sie uns die Wiederholung Ihres Besuchs in Aussicht stellten."

„Ganz und gar nicht. Ich kann mir ja nichts Besseres wünschen und werde gewiß so oft kommen, als ich nur darf." Er behielt ihre Hand eine Weile in der seinen und drückte sie herzlich und er glaubte, den leisen Gegendruck ihrer Finger zu verspüren. Dann setzten sie ihren Weg fort, beide sehr zufrieden miteinander, beide in eigentümlich gehobener Stimmung.

Als sie auf die Straße hinausgetreten waren, sagte er: „Ich freue mich, daß wir nun vielleicht

Nachbarn werden — ich werde gewiß öfter Gelegenheit haben, Sie zu sehen."

Sie drehte sich nach dem Hause herum, das sie soeben verlassen hatten und sagte, in der Einfalt ihres kindlichen Gemüts ebenso sehr von prüder Ziererei wie von berechnender Koketterie entfernt: „Da an dem Eckfenster ist mein Platz, wenn ich zu Hause bin. Da sitze ich oft stundenlang, entweder mit einer Handarbeit oder mit einem Buch."

„Und auch ich," gab er sofort zurück, „werde meinen Arbeitstisch ans Fenster rücken und wenn ich von der Arbeit aufblicke, werde ich Sie sehen und das wird mir Kraft und Schwung verleihen und mich in meiner Arbeit fördern."

Sie lächelte. „Wenn es Sie nur nicht stört!"

Er hatte eine Artigkeit auf den Lippen, aber eine unwillkürliche Empfindung in ihm hinderte ihn, das kecke Kompliment auszusprechen. Ihr naives, zutrauliches Wesen legte ihm eine Zurückhaltung auf, die er sonst in seinem Verkehr mit jungen Damen nicht beobachtet hatte. Und doch hätte er ihr gern

von dem Eindruck erzählt, den sie auf ihn hervorgebracht. Aber während er noch mit sich rang, wie er es ihr sagen sollte, waren sie bereits an ihrem Ziel angelangt.

VI.

Es war Essenszeit geworden. Prinz Egbert fühlte eine empfindliche Leere in seinem Magen. Die Fahrt auf dem Omnibus, das Herumlaufen auf der Straße hatte ihm Appetit gemacht. Schon war er im Begriff, eine leer vorüberfahrende Droschke anzurufen, als ihm einfiel, daß es wenig im Charakter seiner angenommenen Rolle liegen würde, in einer Droschke erster Klasse bei Dressel vorzurollen und ein opulentes Diner für zehn oder zwanzig Mark zu sich zu nehmen. Nein! In irgend ein einfaches Restaurant der Gegend wollte er eintreten und sich an einem gut bürgerlichen Mittagbrot satt essen in Gesellschaft von Gästen, die sozial dem Schriftsteller Paul Reimann näher standen als dem Prinzen Egbert.

Er brauchte nicht lange zu suchen. „Zum Künstlerheim“, las er über dem Eingang zu einem Restaurant und mit entschlossenem Ruck stieß er die Thür

auf. Erstaunt blieb der Prinz einen Augenblick auf der Schwelle stehen. War es die Güte der Speisen oder die Billigkeit der Preise, der ziemlich große Raum war fast ganz gefüllt; nur unten, ganz am Ende des Lokals entdeckte er endlich nach langem Umhersuchen noch einen leeren Tisch. Er ließ sich aufatmend an demselben nieder und sah sich neugierig um. Es waren zumeist junge Leute in seinem Alter, viele mit blassen, durchgeistigten Gesichtern und langen Haaren, und auf dem Garderobenhalter dominierte der Schlapphut. Gespeist wurde ganz ohne Zwang à la carte; die Speisekarte zeigte vier Gänge, von denen jeder nach Belieben wählen konnte. Prinz Egbert beschloß mit der Suppe zu beginnen und womöglich die ganze Speisekarte durchzukosten, was, wie er lächelnd berechnete, einen Kostenaufwand von einer Mark verursachen würde. Und dabei hatte Professor Grothuß ihn ein „leichtsinniges Huhn" genannt.

Als er eben in bester Laune die Suppe ausgelöffelt hatte und dem „Gemüse mit Beilage" entgegensah, traten drei junge Leute an seinen Tisch

heran, an dem sie, da anderswo nirgends mehr Raum war, mit einem kurzen Gruß Platz nahmen.

Prinz Egbert musterte die Tischgenossen mit heimlichen Blicken. Alle drei befanden sich anscheinend im Alter zwischen vierundzwanzig und achtundzwanzig Jahren. Der, welcher ihm zunächst saß, hatte ein schmales Gesicht, ungescheiteltes, halblanges, dunkelblondes Haar und einen Knebelbart. Seine Miene sowie sein ganzes Wesen zeigten etwas Selbstzufriedenes, heimlich Frohes; seine Augen glänzten träumerisch und still verklärt wie die eines Menschen, der einem großen Glücke, das bereits vor seiner Thür steht, mit unerschütterlichem Glauben entgegensieht.

Der neben ihm sitzende Gefährte schien der jüngste der drei; er war brünett und von kleiner Statur. Seine Kleidung war ärmlich; der kurze, unmoderne Kammgarnrock, den er trug, zeigte vielfach einen spiegelnden Glanz; die Nähte waren grau, an einigen Stellen wiesen sie ein stumpfes Schwarz auf, das offenbar von nachhelfender Tinte herrührte. Die Augen lagen auffallend tief in den Höhlen und auch das eingefallene, blutleere Gesicht zeugte ent-

weder von überstandener Krankheit oder erlittenen körperlichen Entbehrungen. Kaum hatte er sich auf einem Stuhl niedergelassen, als er nach dem auf dem Tische stehenden Brotkorb griff und sich ein tüchtiges Stück Schwarzbrot herunterschnitt, in das er mit unbezähmbarer Gier seine nicht sehr gepflegten, gelblichen Zähne grub.

Der dritte besaß im Gegensatz zu den beiden andern ein rundes, vollwangiges Gesicht; das üppige, hellblonde, lang bis auf den Rockkragen herabwallende Haar sowie gewisse Merkmale an den Fingern bekundeten ihn als Maler. Daß auch seine beiden Genossen künstlerischen Berufen angehörten, entnahm Prinz Egbert sehr bald der sich rasch und lebhaft zwischen den dreien entspinnenden Unterhaltung.

„Na, Kinder, was essen wir denn?“ nahm der Maler das Wort und griff nach der Speisekarte.

Die beiden andern sahen sich mit einem verständnisinnigen Blick an. „Ich esse Rippespeer,“ sagte der mit der selbstbewußten Miene.

„Ich auch!“ pflichtete der Hohläugige bei.

„Und ich schließe mich Euch an,“ lachte der Maler.

„Also dreimal Rippespeer und drei Schnitt hell!“ rief der erstere dem Kellner zu. „Übers Jahr speisen wir bei Uhl,“ fügte er, zu seinen Genossen gewandt, flüsternd hinzu.

„Hoffentlich!“ sagte der Hohläugige mit ernster, überzeugter Miene. Er war der erste, der mit seinem Rippespeer fertig war; mit einem wahren Heißhunger hatte er sich über die kleine Portion hergemacht, und Prinz Egbert nahm mit stiller Rührung wahr, wie seine Augen dabei blitzten und mit welchem Behagen er die kleinen Fleischstücke, deren jedem zwei, drei große Brotstücke folgten, zerkaute.

„Na, Lindner,“ wandte sich der Maler an den neben ihm sitzenden Freund, „wie weit bist Du denn mit Deinen Erinnyen?“

„Der erste Akt ist ziemlich fertig,“ versetzte der Gefragte gewichtig, als wenn er wer weiß welche bedeutende Neuigkeit mitteilte, und warf einen verstohlenen Blick zu dem Prinzen hinüber, „mit dem zweiten beginne ich nächste Woche.“

„So? Na, da bin ich neugierig. Wird's denn was werden?“

Der Gefragte lächelte sehr selbstbewußt. „Ich selbst kann natürlich nicht über meine Arbeit urteilen," erklärte er mit gespreizter Bescheidenheit, „aber frage mal Vollert, dem habe ich neulich ein paar Nummern vorgespielt. Der wird Dir sagen, ob was dran ist."

Es währte fast eine volle Minute, bis die Antwort erfolgte, denn der Hohläugige würgte gerade an einem größeren Bissen Brot.

„Großartig, was die Musik anbetrifft," sprudelte er endlich mit der Begeisterung der Überzeugung hervor, „großartig! Ich möchte beinahe sagen Leoncavallo und Mascagni potenziert mit Richard Wagner. Ich sage Dir, Fichter, Lindners Oper wird Aufsehen machen. Wenn nur der Text besser wäre! Die Verse sind manchmal unmöglich!"

„Weil sie nicht von Dir sind," lachte der Komponist.

„Unsinn!" protestierte der junge Dichter, „denkst Du, ich halte es für eine so beneidenswerte Aufgabe, Operntexte zu schreiben? Ganz und gar nicht. Ich weiß wahrhaftig Besseres zu thun. Aber es scheint

mir geradezu eine Manie bei Euch modernen Komponisten, daß Ihr glaubt, es könne Euch die Texte zu Euren Opern niemand besser schreiben als Ihr selbst."

„Das kann auch kein anderer so gut," behauptete der junge Komponist, „wenigstens wenn man den Ehrgeiz hat, ein Musikdrama komponieren zu wollen, im Stil unseres unsterblichen großen Meisters. Das dichterische Wort muß mit dem musikalischen Ausdruck aufs innigste verschmolzen, sozusagen aus einem Guß sein. Und deshalb hat sich Richard Wagner seine Texte selbst gedichtet, die bekanntlich auch dichterisch großartig sind wie seine Musik."

„Es ist aber nicht jeder ein Richard Wagner."

Lindner schüttelte sein Haar, von dem ihm eine Locke über die Stirn gefallen war, mit einer stolzen Kopfbewegung zurück. Er öffnete die Lippen, schloß sie aber wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben. Seine Bescheidenheit schien es nicht zuzulassen, daß er die Antwort, die ihm bereits auf der Zunge geschwebt hatte, verlautbaren ließ.

„Was arbeitest Du denn jetzt, Vollert?" fragte der Maler den jungen Dichter.

„Ich?“ die Augen des blassen, schmächtigen Jünglings leuchteten. „Ich schreibe ein Drama aus dem Berliner Leben, noch viel realistischer, noch viel volkstümlicher als die Sudermannsche Ehre. Ich sage Euch, Ihr werdet was erleben. Na —“ er lächelte sehr selbstzufrieden vor sich hin und stärkte sich mit einem Schluck aus seinem Glase — „ich will noch nichts verraten, aber Ihr werdet staunen.“ Der kleine Mann reckte sich in die Höhe, so weit er konnte, seine dunklen Augenbrauen rückten dicht aneinander und sein Gesicht nahm einen kühnen, begeisterten Ausdruck an. „Ich nehme gar keine schwachherzige Rücksicht,“ erklärte er mit einer so kräftigen Handbewegung, daß er beinahe seinen Teller vom Tisch geworfen hätte — „das unverfälschte Berliner Leben, wie es ist, gebe ich.“

„Wann hast Du das Stück denn fertig?“ fragte Lindner.

„Äh — das ist's ja eben! Kann man denn ruhig hintereinander arbeiten? Unmöglich! Immerzu Unterbrechungen — ich bin erst beim ersten Akt. Wenn das verwünschte Feuilletonschreiben nicht wär',

um des lieben Erwerbs willen! Und auch die Dinger erweisen sich oft genug als Krebse, die immer wieder zu einem zurückkehren, weil man nicht den blöden Geschmack des Publikums trifft."

„Ja, ja," pflichtete der Maler bei und fuhr sich mit einer wütenden Gebärde durch das üppige Haar, „das Arbeiten um das liebe Brot, das ist's, was den Künstler ruiniert. — Wißt Ihr, was ich jetzt treibe?"

„Na?"

Die andern beiden reckten neugierig die Hälse und auch Prinz Egbert, der der Unterhaltung der Künstler mit steigendem Interesse gefolgt war, horchte begierig auf.

„Ich zeichne Muster für das Atelier einer Glasmalerei. Scheußlich, ekelhaft, aber einträglich. Am letzten Sonnabend schnitt ich mit fünfzig Mark ab — fünfzig Mark in einer Woche!"

Er sah sich triumphierend um; über das bleiche, schmale Gesicht des hungrigen Dichters ergoß sich der Schein heller Bewunderung. „Fünfzig Mark!" murmelten seine blassen Lippen. Plötzlich ergriff er mit

einer nervös-hastigen Bewegung sein Glas und schüttete den Rest des Bieres mit einem Ruck hinunter. Dann beugte er sich zu dem Ohr des Malers hinüber und flüsterte ihm etwas zu. Der Maler schnitt eine Grimasse und entgegnete ein paar leise Worte, die dem diskret lauschenden Prinzen wie: „schon wieder!“ und „jetzt sind's sechs Mark fünfzig“ klangen. Zuletzt aber, da das Getuschel des andern immer dringender wurde, griff Fichter mit einem Seufzer in seine Tasche und steckte dem jungen Dichter verstohlen etwas zu. Und mit einem Male wurde dieser ein anderer. Er wuchs zusehends, seine Ellenbogen stemmten sich selbstbewußt auf den Tisch, das verkümmerte Gesicht verklärte sich und strahlte Zuversichtlichkeit und Lebensmut. Den Kellner, der eben an dem Tisch vorbeieilen wollte, schrie er herrisch an: „Noch 'nen Schnitt! Zum Donnerwetter, ist das 'ne Bedienung!“

Auch die beiden andern tranken aus und bestellten frisches Bier und nachdem sie einander fröhlich zugetrunken, begannen sie von neuem zu schwatzen.

„Ihr sollt mal sehen, ich befreie Euch aus der verdammten Tretmühle des täglichen Erwerbes,“ er-

klärte Lindner, der Komponist. „Kinder, wenn erst meine Oper gegeben ist, wißt Ihr, was ich da mache?"

„Na?"

„Dann nehm ich so 'ne zwei- oder dreitausend Mark, meinetwegen auch vier, je nachdem die Tantiemen fließen, und sage: Hier, Kinder, das opfere ich für Euch und Eure Kunst! Nun laßt mal die Feuilletonschreiberei und das Musterzeichnen und setzt Euch mal stramm auf die Hosen und zeigt mal, was Ihr könnt. Du, Fichter, malst eine große Sache, etwas Historisches oder meinetwegen auch was Modernes, und bringst es auf die Ausstellung, und Du, Vollert, schreibst Dein Stück in einem Zuge fertig. Na?"

Er sah die beiden Genossen mit der Miene eines Protektors an, der sich der Generosität seiner Handlungsweise bewußt und des verdienten Dankes gewärtig ist. Und Vollert, der Dichter, ließ es auch nicht an enthusiastischer Lobpreisung fehlen.

„Du bist doch ein guter Kerl, Lindner," sagte er und reichte dem Freunde die Hand über den Tisch, als sei er des in Aussicht gestellten Mitgenusses an den erwarteten Operntantiemen bereits teilhaftig ge-

worden. „Ich nehme an, aber nur als Darlehn, das sage ich Dir. Und der Teufel soll mich holen, wenn ich Dir das vergesse, und wenn ich mein Stück zur Aufführung gebracht habe — ein Bombenerfolg ist ganz sicher — dann zahle ich Dir alles zurück" — er beugte sich mit einem scheuen Blick auf den Prinzen zum Freunde hinüber — „auch das alte."

Lindner lächelte gerührt und nickte dem Freunde herzlich zu, aber ein Einwurf des Malers brachte einen jähen Umschwung in seiner schönen Stimmung hervor.

„Du, das kann am Ende noch lange dauern," äußerte Fichter mit einem etwas skeptischen Lächeln. „Erstens hast Du ja die Oper noch nicht fertig und zweitens, wenn Du fertig bist, ist sie ja noch lange nicht angenomnen."

Der Komponist fuhr empor, als sei ihm die ärgste Beleidigung widerfahren; sein Gesicht färbte sich im Nu krebsrot.

„Wie?" schrie er aufbrausend, so daß die Gäste am Nachbartisch sich nach ihm umwandten, „Du zweifelst an meinem Talent?"

Flammende Empörung sprühte aus seinen Augen und zuckte um seine vibrierenden Nasenflügel, und auch Vollert zeigte ein entrüstetes Gesicht, als sei soeben der schnödeste Verrat an den heiligen Pflichten der Freundschaft begangen worden.

„Unsinn!“ lenkte der Maler ein, „ich denke gar nicht daran, an Deinem Talent zu zweifeln. Du weißt, was ich von Dir halte und was ich Dir, als Deine Symphonie im Konzerthaus aufgeführt wurde, gesagt habe. Aber Du darfst nicht vergessen, wie groß die Schwierigkeiten sind und wie wenig neue Opern zur Aufführung gelangen.“

Der Komponist machte eine unendlich überlegene Miene und sagte, halb besänftigt, noch immer stark empfindlich: „Ich muß doch sehr bitten, meine Oper nicht mit dem talentlosen Schund, der sich das ganze Jahr hindurch über solch eine Opernbühne ergießt, in einem Atem zu nennen. Wenn ihnen einmal etwas wirklich Gediegenes geboten wird, dann werden sie sich gewiß nicht lange besinnen, sondern mit allen zehn Fingern zugreifen. — Herrgott, die Leute sind doch nicht vernagelt —“ der Sprechende erhitzte sich

mehr und mehr — „Du, Vollert, was: der Tanz der Erinnyen und die Arie des Prinzen!“ Er summte ein paar Takte und fuchtelte in seinem Eifer mit den Armen den Takt dazu. Dann wandte er sich wieder an Fichter und schrie ihn mit zornigen Augen an: „Und Du meinst, daß ein Bühnenleiter, der doch von Musik was verstehen muß, das so einfach zurückweisen wird?“

„Gerade das Grandiose,“ begütigte der Maler, „braucht Zeit, bis es verstanden und anerkannt wird. Solch ein leichter Singsang wie der Mascagnis, der ins Ohr fällt, nimmt rasch für sich ein, aber ein Meister, wie Richard Wagner, mußte zehn Jahre warten, bis seine erste große Oper zur Aufführung gelangte.“

„Erlauben Sie, sechs Jahre,“ warf hier Prinz Egbert ein, unwillkürlich von seinem Interesse fortgerissen.

Die drei jungen Leute blickten überrascht zu dem Sprechenden hinüber. Lindner runzelte sogar mißachtend die Stirn und musterte den kühnen Sprecher mit nicht eben wohlwollenden Blicken.

„Pardon, meine Herren," nahm dieser wieder das Wort, „entschuldigen Sie, daß ich mich so ohne weiteres in Ihr Gespräch mische, aber ich weiß es zufällig aus ganz authentischer Quelle, nämlich aus dem Munde des Meisters selbst."

„Wie? Sie kannten Richard Wagner persönlich?" riefen die drei wie aus einem Munde und reckten die Hälse und wandten sich mit dem lebhaftesten Interesse dem Tischgenossen zu; auch aus Lindners Mienen war jede Spur von Groll und Empfindlichkeit gewichen.

„Allerdings," antwortete Prinz Egbert, „ich hatte das Glück, den Meister in unmittelbarer Nähe zu sehen und ihm stundenlang zuhören zu können. Ich war damals noch ein kleiner Knabe, Richard Wagner war eine Woche lang Gast meiner Eltern. Er erinnerte sich gern der überstandenen Kämpfe und Leiden und er hatte eine außerordentlich eindringliche, dramatische Art zu erzählen. Wir haben später in der Familie oft darüber gesprochen und uns, ich möchte sagen: jedes Wort des Meisters in die Erinnerung zurückgerufen. Und deshalb haftet auch

alles noch so lebhaft in meinem Gedächtnis, als wären seitdem nicht Jahre, sondern nur Tage dahingegangen."

„Ach — erzählen Sie — erzählen Sie!" drängte Lindner und sein blasses Gesicht erglühte in aufrichtigster Begeisterung. „Wir alle verehren den Meister vom Grunde unseres Herzens."

Die drei jungen Leute rückten dem Tischgenossen näher und hefteten die Augen in ungeduldiger Spannung auf ihn. Und Prinz Egbert erzählte, während ihm die Künstler mit stiller Andacht zuhörten. Nur einmal unterbrach Lindner, den die Spannung und der Enthusiasmus, der in ihm arbeitete, durstig gemacht hatte und der nun vier frische Schnitts bestellte, was zur Folge hatte, daß auch Prinz Egbert, um sich zu revanchieren, eine neue Lage auffahren ließ. Fast eine Stunde saßen die vier jungen Leute noch beisammen. Die drei Künstler nannten ihren Namen und auch der Prinz stellte sich ihnen vor: „Reimann, Schriftsteller," worauf ihn Vollert als „Spezialkollegen" mit einem kräftigen Händedruck begrüßte.

Als man sich endlich voneinander verabschiedete, war man schon ziemlich vertraut miteinander geworden. Die Wagner-Schwärmerei, die allen vier gemeinsam war, die gleichen Ideale, die gleiche Begeisterung für alles, was Kunst hieß, hatte sie rasch einander genähert.

„Wir speisen fast alle Mittag im Künstlerheim," sagte Lindner, seiner Würde und Bedeutung durch diese indirekte Aufforderung nichts vergebend.

„Wenn es die Umstände irgend erlauben," fügte Vollert, etwas orakelhaft für den Prinzen, mit Galgenhumor hinzu.

„Wir werden uns aufrichtig freuen, Sie recht bald wiederzusehen," schloß Fichter, der Maler, mit wirklicher Herzlichkeit.

In bester Stimmung warf sich der Prinz in eine Droschke, um nach seinem Hotel zu fahren. Er war sehr zufrieden mit den Erlebnissen des Vormittags. Welch eine Fülle von neuen Eindrücken hatte er nicht bereits in den wenigen Stunden gewonnen! Wie abwechselungsreich, wie vielgestaltig doch das Leben war, wenn man die enge Schranke,

mit denen Vorurteil und Gewohnheit einen umgaben, durchbrach! Gott sei Dank, daß er der Gesellschaft des langweiligen, würdevollen Kammerherrn von Degenfeld entgangen! Armer Oswald Kern!

Still vergnügt lächelte Prinz Egbert vor sich hin. Ein Jahr der Freiheit lag vor ihm, ein Jahr interessanter, ungeahnter Anregungen und Erlebnisse.

VII.

Vier Wochen waren vergangen. Prinz Egbert hatte sich in die Rolle des jungen Schriftstellers bereits so sehr eingelebt, daß ihn die Vergangenheit manchmal fremdartig wie die Erlebnisse eines dritten, die er nur vom Hörensagen kannte, anmutete. Er hatte sich seine bestimmte Zeiteinteilung gemacht. Der Vormittag gehörte der Arbeit. Es waren köstliche Stunden, die er an seinem kleinen, transportablen Schreibtisch, den er sich dicht ans Fenster gerückt, verbrachte. So oft er den Blick von seinem Manuskript erhob, grüßten ihn Else Grothuß' freundliche Augen. Den Nachmittag und Abend verlebte er außer dem Hause, das Berliner Leben studierend, bestrebt, neue Verbindungen anzuknüpfen, neue Einblicke in das Leben und Treiben der verschiedenen Volksschichten zu gewinnen.

Einmal in der Woche ging er zu den Grothuß' hinüber. Er hatte bald die Tagesstunde herausgefunden, in welcher er dem Professor am ungelegensten kam. Das war ihm eben recht, dann durfte er sicher sein, von Else empfangen zu werden, mit der er ein oder zwei Stunden verplauderte. Der Verkehr mit dem einfachen, schlichten Malerstöchterlein hatte einen eigenen Reiz für ihn. Sie waren sehr bald miteinander auf einen kameradschaftlichen, freundschaftlichen Fuß gekommen. Welch ein Kontrast zwischen Else und den jungen Damen, mit denen ihn das Hofleben zusammengeführt! Da war jedes Wort, jede Miene schlau berechnet und — das Gefühl, daß man mit ihm anders sprach, als mit anderen, hatte ihn nie verlassen. Nichts, was man zu ihm sagte, kam natürlich, von innen heraus, erwärmte ihn oder machte irgend einen tiefergehenden Eindruck auf ihn. Da war keine gewesen, die menschlichen Anteil an ihm nahm, an dem, was ihn innerlich bewegte, sondern alle waren nur darauf ausgewesen, sich vor ihm in ein möglichst günstiges Licht zu setzen, ihm angenehme Dinge zu sagen, teils aus

Eitelkeit, teils aus listiger Berechnung, um sich und den Ihren zu nützen.

Else Grothuß gab sich vor ihm mit der Unbefangenheit eines Kindes; sie plauderte mit ihm über alles mögliche, über ihr häusliches Leben, über ihren Vater, ihre Mutter, die schon vor Jahren gestorben, an die sie aber noch eine treue, lebhafte Erinnerung bewahrte, über ihre Freundinnen und über die kleinen Sorgen und Ereignisse ihres Lebens. Köstlich war es, wenn sie, eine altkluge, überlegene Miene annehmend, ihn über die Gefahren des Berliner Lebens belehrte, die er ja noch so wenig kenne. Auch über seine Erlebnisse, über das, was er treibe und was er arbeite, fragte sie ihn aus, und es gewährte ihm eine süße, nie empfundene Genugthuung, zu beobachten, wie ihre Augen leuchteten und ihre Wangen sich röteten und welch eine lebhafte, ungekünstelte Anteilnahme sie in allem, was ihn betraf, verriet.

Das Interesse, das ihm das Malertöchterlein einflößte, erhielt beständig neue Nahrung durch die Mitteilungen, welche Frau Gutzeit ihm machte. Sie war unerschöpflich in Erzählungen aus Elses Kind-

heit und Jugend und wußte den sanften, gutherzigen Charakter der Freundin und die schwärmerische Liebe, mit der dieselbe besonders nach dem Tode der Mutter an dem Vater hinge, nicht genug zu rühmen. In ihrem Photographiealbum befanden sich ein halbes Dutzend Bilder von Else, die das junge Mädchen in den verschiedenen Phasen ihrer kindlichen und jungfräulichen Entwickelung zeigten. Auch ihr Poesiealbum wies einen Beitrag von Elses Hand auf, ein paar schlichte Verse, die, wie Frau Gutzeit mit sichtbarer Genugthuung hervorhob, von der Freundin selbst gedichtet waren.

Die lebhafte Frau Gutzeit schien überhaupt eine Schwäche für das Plaudern zu haben und da sie fast den ganzen Tag allein war, so machte sie ihrer mitteilsamen Natur gern ihrem Mieter gegenüber Luft. Und Egbert hielt ihr gutmütig stand und ließ ihre Erzählungen, die leider oft auch von Else abschweiften und auf weniger interessante Personen und Gegenstände übersprangen, widerstandslos über sich ergehen.

Sonderbar und rätselhaft kam dem Prinzen das Benehmen des jungen Ehemannes vor, bis er eines

Tages die Lösung fand: unbändig verliebt und unbändig eifersüchtig! Es war in der ersten Woche, als Herr Gutzeit zu einer Tageszeit, in der ihn niemand erwartete, plötzlich, nachdem er sich leise auf den Zehenspitzen die Treppe hinauf- und in den Korridor hineingeschlichen, mit heftigem Ruck Egberts Thür aufriß, den Kopf hereinsteckte, mit argwöhnischen Augen sich im Zimmer umsah und mit einem kurzen: „Entschuldigen Sie" wieder verschwand. Tagtäglich in der Mittag- und Abendstunde — Prinz Egbert hörte es deutlich durch die Thür — wurde die junge Frau von einer merkwürdigen Unruhe befallen. Beständig ging sie zwischen Küche und Korridorthür hin und her, alle paar Minuten auf den Treppenflur hinauslauschend. Und wenn dann der Ersehnte endlich die Treppe hinaufgesprungen kam, dann ein stürmisches Begrüßen als hätte man einander Tage und Wochen nicht gesehen, und ein Herzen und Küssen, das bis zu dem lächelnd aufhorchenden Mieter hereintönte, dem dabei ganz eigen ums Herz wurde. Ein paarmal hatte der Prinz das junge Ehepaar des Abends in einen der populären Konzertgärten

begleitet, aber er hatte bald die beschämende Erfahrung gemacht, daß er den Eheleuten mehr als entbehrlich war. Die beiden jungen Leutchen, die einander den ganzen Tag entbehrt hatten und die sich nun für die lange Trennung schadlos halten wollten, saßen den ganzen Abend über Hand in Hand und sahen sich verliebt in die Augen und tuschelten einander süße Geheimnisse in die Ohren. Und wenn wirklich einmal die junge Frau der Höflichkeit wegen an den Tischnachbar ein paar Worte richtete, so runzelte der junge Ehemann die Stirn und belauerte jeden Blick, mit dem Egbert im Gespräch die junge Frau zufällig streifte.

„Unbändig verliebt und unbändig eifersüchtig,“ dachte Prinz Egbert halb lächelnd, halb mit einer leisen Regung unwillkürlichen Neides. Wie schön mußte es sein, so zu lieben und so geliebt zu werden, ohne Rücksicht auf andere Interessen, um seiner selbst willen!

Mit den drei jungen Künstlern, deren Bekanntschaft ihm der Zufall im Restaurant „Künstlerheim“ verschafft, traf Egbert nach wie vor häufig des

Mittags zusammen. Das, was sie ihm über sich offenherzig und im wachsenden Vertrauen mitteilten und das, was er sich nach seinen eigenen Beobachtungen zusammenreimte, gewährte ihm einen Einblick in das Leben und Streben der jungen Künstler, der ihn mit lebhaftester Sympathie und aufrichtigster Bewunderung erfüllte. Ein unablässiges Ringen mit der gemeinen Not, ein niemals endendes, mühseliges Kämpfen um die Erfordernisse des täglichen Lebens und dabei zugleich eine unverwüstliche Hoffnungsfreudigkeit und Schaffenslust, ein begeistertes Streben nach den höchsten Idealen des Menschenlebens.

Eines Sonntags nachmittags folgte Prinz Egbert einer Einladung seiner Freunde. Es war der Gedenktag der ersten Aufführung irgend einer der Wagnerschen Opern und da war im Rat der drei Wagner-Enthusiasten beschlossen worden, den Tag festlich zu begehen und eine Art Richard Wagner-Feier zu veranstalten. Das Zimmer Lindners, des Komponisten, war zum Schauplatz der Festlichkeit ausersehen worden. Es war weit draußen im west-

lichen Berlin, in der Groß-Görschenstraße, wo der junge Musiker ein Zimmer in der dritten Etage bewohnte. Das Haupt- und Glanzstück des sehr einfachen Mobiliars war ein wirklich prachtvoller Flügel, der Stolz und das Eigentum Lindners, um dessenwillen er sich einst viele Entbehrungen auferlegt, den er sich förmlich erhungert hatte.

Als Prinz Egbert an seinem Ziel anlangte, waren die übrigen Festteilnehmer schon versammelt. Es war außer den drei Künstlern noch ein junger Student anwesend, ein angehender Chemiker, der die polytechnische Hochschule in Charlottenburg besuchte, Paulsen mit Namen, ein Schleswiger, ein hoch gewachsener, hübscher junger Mensch, mit blondem, gelocktem Haar und blauen, treuherzig blickenden Augen.

Zur Einleitung der Feier hielt Vollert eine Art Vortrag über die Bedeutung Richard Wagners für die Entwickelung der Kunst im allgemeinen und über das Opernwerk, dem das Fest galt, im besonderen. Der Redner aber wurde häufig von den Dazwischenrufen und Einreden seiner Freunde unterbrochen und

schließlich entwickelte sich eine hitzige, von allen Seiten mit glühendem Eifer geführte Debatte.

Eine feierliche Stille trat ein, als Lindner sich nun an seinen Flügel setzte, um die Hauptnummern der Oper vorzutragen. Der junge Künstler spielte alles aus dem Gedächtnis. Das blasse Antlitz mit den mehr und mehr sich färbenden Wangen emporgereckt, saß er, den Hinterkopf leicht zurückgeneigt und die begeistert leuchtenden Augen zur Decke aufgeschlagen, während unter den schlanken, aber kraftvollen Fingern eine Fülle von Tönen dem Instrument entquollen. Lautlos, in tiefer Andacht lauschten die andern der Musik und in den verzückten, strahlenden Mienen spiegelte sich deutlich der Eindruck, den die Wiedergabe der gewaltigen, genialen Tonschöpfung auf die empfänglichen, leichtbewegten Künstlerseelen hervorbrachte.

Lindner spielte mit hinreißender Kraft und mit einer Feinheit des Verständnisses, das jeder Intention des Komponisten feinfühlig gerecht wurde. Prinz Egbert schloß die Augen und die Tonwellen, die ihn umrauschten, trugen den Zeit und Ort entrückten

Geist in die Vergangenheit, in das Elternhaus, in den großen Musiksaal, wo er so oft ähnlicher Kunstgenüsse teilhaftig geworden. Eine weiche, elegische Stimmung überkam ihn und er träumte sich in seine Kindheit, in seine frühesten Jugendjahre zurück.

Aber als der Vortragende nun schloß, und als die Freunde flammend vor Begeisterung, wie berauscht emporsprangen, wurde er rasch in die Wirklichkeit zurückgerufen. So ungestüm hatte sich der Enthusiasmus der Hörer im prinzlichen Schlosse niemals gebärdet. Vollert, der Dichter, war ganz aus dem Häuschen, seine Augen, die sonst so tief lagen, quollen aus ihren Höhlen hervor und sprühten förmliche Funken. Er umhalste den Freund und küßte ihn wieder und wieder auf beide Wangen, dazwischen ekstatische Lobeserhebungen hervorsprudelnd: „Lindner, Mensch, das hast Du wieder einmal wundervoll gespielt! Das war wie Waldesrauschen und Gewittersturm. Das macht Dir so leicht keiner nach! Ein einziger Kerl bist Du doch, im Wagnerspielen geradezu ein Genie!"

Etwas weniger überschwenglich, aber doch eben=

falls mit überschäumendem Gefühl äußerte sich die Begeisterung bei Fichter, dem Maler. Er schüttelte dem Freunde die Hand mit einem Kraftaufwand und einer Hartnäckigkeit, als wollte er ihm mindestens den Arm ausreißen. Dabei schluckte und würgte er, als stecke ihm etwas in der Kehle; aber vor lauter Aufregung brachte er anfangs nichts heraus. Endlich löste sich seine Erregung in dem Ausruf: „Donnerwetter, Mensch, Du — Du drehst einen ja inwendig um und um!“ Und die Arme nach der Wand ausstreckend, wo ein mit einem einfachen Kranz umwundenes Bildnis Richard Wagners hing, rief er: „O Meister, unsterblicher Meister!“

Paulsen, der Student, stand mitten im Zimmer mit wogender Brust; seine Augen schossen Blitze und seine Wangen glühten wie im Fieber. Sich mit der geballten Rechten auf die Herzgegend pochend, strömte er den Enthusiasmus seines Herzens in den Worten aus: „Der Teufel soll mich holen, wenn ich nicht meinem Alten in den großen Ferien reinen Wein einschenke! Ich werfe ihm den ganzen Plunder vor die Füße. Das trockene, prosaische Zeug hab'

ich satt. O Musika, edle Musika, Dir weihe ich mein Leben." Im Überschwang seines Gefühls warf er sich dem Freunde, dem bewunderten und beneideten Vorbilde, an die Brust und schwor ihm bei allem, was ihm heilig war, den seit lange ihm in der Seele gärenden Entschluß nun endlich zur That werden zu lassen.

Prinz Egbert stand wortlos dabei und die verschiedenartigsten Empfindungen stürmten auf ihn ein. Lähmende Rührung kämpfte mit rückhaltloser Bewunderung. Lag nicht etwas Großes, etwas Hinreißendes in der lärmenden Begeisterung der enthusiastischen Jünglingsherzen? Umtost von dem Jubel der andern, kam er sich selbst so nüchtern und armselig vor und er schämte und ärgerte sich, daß er nicht eines gleichen Aufschäumens des Gefühls fähig war. Aber inmitten einer servilen Höflingsschar waren Enthusiasmus und Begeisterungsfähigkeit allmählich eingerostet.

Wie ganz anders war der Verlauf eines der pomphaften Hofkonzerte, denen er so oft in der Residenz seines Onkels auf Befehl hatte beiwohnen

müssen. Kaum ein leises Raunen ließ sich vernehmen, sobald eine Nummer beendet, und erst mußte Serenissimus, indem er die feinen, weißen Hände leicht gegeneinander schlug, das Zeichen geben, bevor die Höflingsschar sich erlaubte, in maßvollem, wohltemperiertem Beifallsklatschen seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Und zuletzt wurde der Künstler vor den Sessel Seiner Hoheit befohlen, um des durchlauchtigen Dankes in wohlgesetzten, sorgfältig abgemessenen Worten teilhaftig zu werden. Prinz Egbert schüttelte mit Gewalt die von der Erinnerung hervorgerufenen lähmenden Empfindungen von sich ab und lohnte auch seinerseits dem jungen Musiker mit ein paar warmen, herzlichen Worten. Dann setzte sich Paulsen auf Lindners ausdrücklichen Wunsch an das Klavier und trug ein paar Nummern aus der „Götterdämmerung“ vor. Ihm fehlte noch die technische Sicherheit, die Kraft und die Feinfühligkeit des geübten Freundes, aber sein Temperament loderte feuriger und die Verve, mit der er spielte, riß die Zuhörenden zu ebenfalls begeisterten Beifallskundgebungen hin.

Und nun kamen die leiblichen Genüsse des Festabends, denen die jungen Künstler nicht weniger Empfänglichkeit entgegenbrachten. Da die Kosten der Bewirtung für den Einzelnen wohl allzuhoch, wenn nicht unerschwinglich gewesen wären, so war man wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten nach kommunistischen Grundsätzen verfahren. Lindner förderte aus seiner Kommode Brot, Butter und Wurst, welch letztere von einer heimatlichen Liebesgabensendung herrührte, zu Tage, während Fichter, der Maler, eine Batterie Flaschen, die mit hellem Lagerbier geladen und schon am Tage vorher besorgt worden waren, auffahren ließ. Paulsen legte eine große Tüte mit Cigarren — sechs Pfennig das Stück, wie er mit einer gewissen Genugthuung erklärte — auf den Tisch des Hauses nieder. Vollert, der junge Dichter, hatte zwar nichts beigesteuert — „wegen chronischer Schwindsucht meines Portemonnaies" — wie er mit lächelnder Offenheit gestand, aber er machte sich nützlich, indem er fleißig die Bierflaschen entkorkte und den Freunden — und ebenso sich selbst — den bräunlichen Gerstensaft kredenzte.

Das Gastmahl verlief in ungetrübter Fröhlichkeit, wenn auch unter gewissen schwierigen Umständen. Nämlich Lindner besaß nur einen Teller und nur zwei Messer, so daß, während zwei sich ihre Butterbrote präparierten, die übrigen notgedrungen fasten mußten, aber trotzdem arbeiteten die jugendlich elastischen Kinnladen mit einer bewundernswerten Energie und verschwanden die kulinarischen Herrlichkeiten mit erstaunlicher Rapidität. Zuerst war es die Butter, die rasch den Weg aller Lebensmittel gegangen war, aber das schmälerte die gute Laune und den guten Appetit der Freunde nicht im mindesten. Man half sich, indem man die weiche Leberwurst mit dem Messer über das ganze Brot verstrich, so daß die Abwesenheit der Butter fast gar nicht zur Wahrnehmung gelangte. War es die lange, durch keinen Kaffee unterbrochene Pause zwischen Mittag und Abend oder hatten die ausgiebigen Kunstgenüsse, der Enthusiasmus und die Begeisterung eine so völlige Leere in dem betreffenden Organe erzeugt, Prinz Egbert staunte über die kolossale Aufnahmefähigkeit der Künstlermagen. Schnitte auf Schnitte

verschwand unter den malmenden Zähnen, ohne daß vorerst von einer Abnahme der Kauthätigkeit das Geringste zu merken war. Besonders war es der lange, kräftige Student Paulsen und der kleine schmächtige Dichter Vollert, die wahre Verwüstungen unter Brot, Butter und Wurst anrichteten. Bei ersterem hatte der Prinz sechs, bei dem Dichter sogar bis sieben gezählt, als er es aufgab, die Anzahl der von den beiden konsumierten Butterbrote festzustellen.

Endlich aber — nur noch ein Zipfelchen Wurst und ein Kanten Brot zeugten von verschwundener Pracht — wurden die Waffen gestreckt; Paulsen präsentierte seine Cigarren, Vollert reichte Feuer umher, man legte sich behaglich in die Stühle zurück und paffte aus Leibeskräften, so daß bald dichte Rauchwolken über den Köpfen der Freunde nach der Decke schwebten. Ein fröhliches Plaudern begann. Das angenehme Gefühl des Sattseins erzeugte in Verbindung mit der stimulierenden Wirkung des Bieres, dem man jetzt eifriger noch als zuvor zusprach, bei allen eine wohlige, gehobene, kreuzfidele Stimmung. Man erblickte die ganze Welt, besonders

die eigene Zukunft im rosigsten Lichte und prahlte vor einander mit den Thaten, die man vor hatte, und mit den hohen Zielen, die man sich gesteckt und in kurzem zu erreichen gedachte. Berghohe Schwierigkeiten überwand die kühn schwärmende Phantasie der Künstler im Handumdrehen und Arbeiten eines Menschenlebens wurden mit spielender Leichtigkeit vollbracht. Auch auf die Vergangenheit griff der eine und andere gelegentlich zurück und Prinz Egbert erfuhr aus dem Vorleben seiner Freunde und Wirte allerlei Einzelheiten, die sie ihm menschlich noch näher rückten und seine Bewunderung und sein Interesse noch erhöhten.

Vollert war der Sohn eines armen Schuhmachers. Ursprünglich für den Beruf eines Volksschullehrers bestimmt, war er des trockenen Tones bald satt geworden und einem dunklen künstlerischen Drange folgend, zu einem Dekorationsmaler in die Lehre gegangen. Aber die ersehnte künstlerische Befriedigung hatte er erst gefunden, als er eines Tages kühn entschlossen den Pinsel beiseite warf und sich ganz der heiß verehrten Muse, der Dichtkunst, ergab, der er

schon als Knabe heimlich begeistert gehuldigt. Da seine Eltern nicht in der Lage waren, ihm auch nur die geringste Unterstützung zu teil werden zu lassen, so war für ihn der Kampf ums Dasein oft geradezu ein verzweifelter und wenn ihn die Freunde in den vielfachen Krisen seines Lebens nicht mit unerschütterlicher Treue über Wasser gehalten, er wäre wohl längst dem alten Schicksal strandender Künstlerexistenzen verfallen — verdorben — gestorben.

Besser war Lindner daran, der sich durch Erteilen von Klavierunterricht eine ziemlich ausreichende Einnahme verschaffte. Nur während der heißen Monate pflegten ihn die meisten seiner Schüler im Stich zu lassen, und dann kamen auch für ihn Tage der Not und Entbehrung, denn auch er hatte auf keine pekuniäre Hilfe von seiten seines Vaters — eines Landpredigers, der seinem Sohn wegen dessen freigeistigen Anschauungen heftig zürnte — zu rechnen. Der einzige Liebesbeweis, den er von Zeit zu Zeit vom Elternhause erhielt, war eine in regelmäßigen Zwischenräumen eintreffende Kiste mit allerlei schönen Sachen, wie Wurst, Schinken, Eier, Butter u. s. w.

Paulsen war der Sohn eines Schuldirektors, der weniger mit Glücksgütern als mit Kindern gesegnet war, und der seinem Sohn einen monatlichen Wechsel von fünfzig Mark sandte. Was der flotte Student darüber gebrauchte, mußte er sich durch Stundengeben selbst verdienen.

Fichter war der einzige, der eigentlich nie in wirkliche Not geriet, denn ernster und lebenserfahrener als die anderen, wußte er sein Talent nutzbar zu machen und mit dem, was er erwarb, hauszuhalten. Im übrigen schien er ein fleißiger und sehr begabter junger Maler zu sein, denn ihm war im Akademiegebäude ein Frei-Atelier eingeräumt worden.

Die hochgehenden Wogen der Freude ebbten sofort, als Vollert mit trübseligem Gesicht konstatierte, daß soeben die letzte Flasche geleert worden. Man sah einander mit ratlosen Mienen an. Sollte man sich wirklich schon trennen? Aber man war so gemütlich beisammen und befand sich in so recht geselliger, vergnügter Stimmung, daß es allen unmöglich dünkte. Doch, was thun? In irgend eine Kneipe zu ziehen und das fröhliche Gelage mit ungeschwächten Kräften

fortzusetzen, wäre wunderschön gewesen, aber — ja, das leidige Aber!

Da erhob sich Prinz Egbert, als man eben daran gehen wollte, die Portemonnaies umzustülpen und den gemeinsamen Kassenbestand festzustellen, und sprach also: „Meine verehrten Herren und lieben Freunde, so jung kommen wir nicht wieder zusammen, heißt ein gutes, altes deutsches Wort, und ich sage: so vergnügt auch nicht; und darum lassen Sie dieses schöne Zusammensein noch eine Weile andauern, lassen Sie es uns so lange vergnügt fortsetzen, als noch einer von uns Lust hat, ein Wort zu reden und einen Tropfen zu trinken. Sie waren so liebenswürdig, mich zu Gaste zu laden und mit vereinten Kräften zu bewirten. Erlauben Sie, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelte, daß auch ich nun den Wirt mache und Sie einlade, mir zu folgen.“

Er erhob sich und nahm seinen Hut. Die anderen aber umringten ihn und sahen ihn ungläubig an. „Wohin wollen Sie uns denn führen? Was haben Sie denn vor, Reimann?“ rief man ihm zu.

Aber er lächelte nur lustig und sagte geheimnisvoll: „Qui vivra, verra! En avant!“

Lachend folgten ihm die vier Genossen. Wenn es auf einen Ulk herauskam, ihnen konnte es schon recht sein. Die Hauptsache war, daß man zusammenblieb und sich amüsierte. Nur nicht nach Hause gehen!

Prinz Egbert kannte ein Weinrestaurant in der Potsdamerstraße. Dorthin führte er die Freunde. Alle zeigten sie verblüffte Mienen. Was hatte der Teufelskerl, der Reimann, vor? Dann lachte man von neuem. Einen guten Witz war man gewohnt mit Humor aufzunehmen, selbst wenn der Ulk auf ihre Kosten geschah. Gewiß bestellte er für jeden eine Flasche Selterwasser — zur Abkühlung, oder er zeigte sich für sechzig Pfennige nobel und ließ eine ganze Flasche Moselblümchen auffahren — für alle fünfe. Dann kam auf jeden ein Glas. Er aber konnte doch prahlen, sie mit Wein bewirtet zu haben.

Aber als nun Prinz Egbert dem ihnen entgegenkommenden Kellner zurief: „Fünf Flaschen Rüdesheimer! Und stellen Sie auch gleich ein paar

Flaschen Sekt, guten, französischen, kalt —" da machten sie lange Gesichter und wußten nicht, was sie sagen sollten.

Das Lokal bestand aus einem großen Mittelraum und einer Reihe kleiner Zimmer. In eins der letzteren führte Prinz Egbert seine Gäste und hieß den Kellner die Thüren schließen, damit man ungestört sei. Befangen ließen sich unsere vier Freunde an der Tafel nieder, kleinlaut, verlegen, denn sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. War das nun Spaß oder war es Ernst? Aber als erst der goldene Rheinwein in den Römern blinkte, und der Gastgeber sein Glas erhob mit den ernst gesprochenen Worten: „Der erste Schluck dem unsterblichen Meister, dessen Gedenktag wir heute feiern," da löste sich die Spannung, und alle atmeten wie befreit auf und schlürften mit verklärten Gesichtern den edlen, köstlichen Traubensaft. Dem ersten Toast folgte ein zweiter und diesem ein dritter und vierter. Man toastete auf den generösen Wirt, auf den voraussichtlichen Erfolg von Lindners Erinnyen, auf Vollerts Berliner Drama, kurz, auf alles Nahe-

und Fernerliegende; dabei glühten die Gesichter immer dunkler, blitzten die Augen immer feuriger, sprudelte die Unterhaltung immer lebhafter. Die leicht erregte Künstlerphantasie arbeitete ins Ungemessene. Alle schwelgten in berauschenden Zukunftserfolgen, und der in ihnen gärende Drang nach Mitteilung war so stark, daß der eine nicht abwartete, bis der andere ausgesprochen, sondern daß sie alle zugleich sprachen, jeder von dem, was ihm am meisten am Herzen lag.

Lindner, der Komponist, trällerte den ersten Akt seiner Oper vom ersten bis zum letzten Takt. Vollert erzählte die Fabel seines Berliner Dramas Scene für Scene, dabei zugleich den Eindruck auf das Publikum schildernd, als habe er die Premiere bereits hinter sich. „Hier, sollt Ihr mal sehen, hier ist das Publikum einfach starr, und hier bricht ein Beifallssturm los, wie man ihn seit der ‚Ehre‘ nicht mehr erlebt hat!“

Auch Fichter, der Maler, der sonst verhältnismäßig Schweigsame, war gesprächig geworden und berichtete von der grandiosen Idee zu einem Kolossal-

gemälde, das er für eine der nächsten Ausstellungen plane und das ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machen werde.

Paulsen, der Student, memorierte laut die Standrede, die er während der nächsten Ferien seinem „Alten" halten werde und die an Deutlichkeit und Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig ließ.

Nur Prinz Egbert verhielt sich schweigsam und sah vergnügt träumend vor sich hin. Eine Vorstellung beschäftigte sein vom Wein und von den Erlebnissen des Abends erhitztes Hirn, die so belustigend auf ihn wirkte, daß er laut auflachte. Was wohl Seine Excellenz, der gestrenge Herr Hofmarschall Baron von Kottwitz, was wohl sein durchlauchtiger Oheim sagen würde, könnten sie ihn so erblicken im Kreise seiner lustigen Genossen. Und noch ein anderer Gedanke durchzuckte ihn: Wenn er sich plötzlich erhob und laut erklärte, wer er eigentlich sei: Seine Hoheit, Prinz Egbert, der künftige Thronfolger.

Was für köstlich erschrockene Gesichter seine vier neuen Freunde wohl dazu machen würden! Es

würde geradezu unbezahlbar komisch sein. Und dann vermischten sich diese beiden Vorstellungen zu einem Phantasiebilde von noch viel groteskerem Reize: Seine Hoheit der Herzog, und Seine Excellenz der Herr Hofmarschall als Mitglieder der urfidelen Künstler-Tafelrunde!

Ein kräftiger Schlag auf seine Schulter weckte ihn aus den lustigen Träumen. Vollert war es, der sein weingerötetes Gesicht mit den gelallten Worten ihm zuwandte: „Reimann, Freund, Mitbruder in Apoll, Sie sind ein zu famoses Haus! Kommen Sie, stoßen Sie an mit mir — auf Du und Du!“

Er hielt ihm sein gefülltes Glas entgegen und krümmte seinen Arm, und dem Prinzen blieb nichts übrig, selbst wenn er hätte protestieren wollen, wozu er in seiner gehobenen, nicht minder weinseligen Stimmung gar keine Lust verspürte, als seinen Arm in den des „Spezialkollegen“ zu verschränken und mit ihm Brüderschaft zu trinken. Und dann kamen auch die anderen und boten ihm das brüderliche Du an, und mit jedem tauschte Prinz Egbert Handschlag

und Kuß. Und dann wurde der Champagner aufgetragen, und die Wogen der Lust und des Ulkes, der mehr und mehr in seine Rechte trat, schäumten höher und höher . . .

VIII.

Erst in später Vormittagsstunde erwachte Prinz Egbert. Sein Kopf schmerzte ihn nicht wenig und so wüst und verworren war ihm zu Mute, daß er die brennende Stirn in beide Hände stützte und sich einem dumpfen Brüten überließ. Es dauerte geraume Zeit, bis er die Ereignisse des vergangenen Abends einigermaßen klar in sein Bewußtsein gezwungen hatte.

Als er das Geschäft des Ankleidens unter manchem „Oh“ und „Ach“ und nach manchem unwillkürlichen Griff nach dem Hinterkopf glücklich zustande gebracht und sich eben zu seinem Frühstück gesetzt hatte, klopfte es an seine Thür. Auf seinen Ruf steckte die kleine Frau Gutzeit ihren Kopf herein: „Es ist ein Herr da,“ wisperte sie, „der Sie sprechen will, ein Herr Vollert!“

„Nur herein!“ beschied der Prinz, nicht gerade sehr erfreut über den unerwarteten Besuch, denn

ihm fiel plötzlich schwer auf die Seele, daß seine Arbeitszeit längst angebrochen und daß vielleicht drüben in der Grothußschen Wohnung Schön-Else am Fenster saß und auf seinen Morgengruß wartete.

Vollert, der Dichter, schob sich ins Zimmer und machte eine linkische Verbeugung, und sein ganzes Auftreten war ein so scheues, befangenes, daß sich der Prinz nicht wenig überrascht fühlte. Wo war der ungezwungene, ungenierte Ton und das zuversichtliche, selbstbewußte Auftreten von gestern geblieben? Auch das brüderliche Du, das er ihm doch selbst angeboten, verleugnete der „Spezialkollege“ heute in seiner Anrede.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, lieber Vollert!“ lud der Prinz seinen Besuch ein und nahm ihm den Filzdeckel von unbestimmter, nicht mehr genau festzustellender Farbe ab.

Vollert setzte sich, mit steifem Rücken, nicht wie jemand, der sich bei einem lieben Freunde behaglich fühlt, sondern etwa wie ein Examinand, der einer peinlichen Stunde entgegensieht. Seine Augen hafteten mit so begehrlich neidvollen Blicken

an dem Munde des Prinzen, der sich zu seinem aus Eiern, Schinken, Weißbrot und einer Tasse Kakao bestehenden Frühstück setzte, daß diesem unwillkürlich die Frage auf die Lippen trat: „Darf ich Sie einladen, mit mir zu frühstücken?“

„Ich danke, ich habe bereits gefrühstückt,“ stotterte der junge Dichter errötend und wandte seine Aufmerksamkeit der Zimmereinrichtung zu. Er betrachtete jeden einzelnen Gegenstand neugierig, mit wachsender Bewunderung. Die Plüschgarnitur, das wertvolle Ölgemälde über dem Sofa, ein Hochzeitsgeschenk Elses und ihres Vaters, der geschnitzte Bücherschrank, der Blumentisch, der unweit des einen Fensters stand — alles das erregte sein eingehendes Interesse, und in den Blicken, die er ab und zu auf den Prinzen hinüberschweifen ließ, verriet sich mehr und mehr ein Gemisch von Staunen und Neid.

Der Prinz amüsierte sich im stillen über Vollerts merkwürdiges Gebaren, neugierig, was der frühe Besuch zu bedeuten habe. Des jungen Dichters Augen lagen heute tiefer als je, sein Teint war ein graublasser; der Anzug war entschieden an der

Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt. Den Prinzen ergriff ein warmes Mitgefühl. Der „Spezialkollege“ schien dringender Hilfe bedürftig. Am liebsten hätte er ihm ohne weiteres seine Börse zur Verfügung gestellt. Aber er befürchtete zu verletzen und — bei der Kürze ihrer Bekanntschaft — aufdringlich zu erscheinen.

„Wo schlafen Sie denn eigentlich, Kollege?“ wandte sich Vollert plötzlich fragend herum.

„Da — im Nebenzimmer.“

„Wie?“ der junge Dichter riß weit die Augen auf und folgte mit seinen Blicken dem vorgestreckten Finger des anderen. „Da? Sie haben zwei Zimmer? Das muß ja ein Heidengeld kosten.“

„Fünfzig Mark, mehr nicht.“

„Fünfzig!“ Der Dichter wandte sich wieder mit einem Ruck zu dem Sprechenden herum und betrachtete den jungen Kollegen, der in der Lage war, fünfzig Mark monatlich Miete zu zahlen, wie eine noch nie gesehene Wundererscheinung. Er war mit der Absicht gekommen, an den kameradschaftlichen Sinn des Spezialkollegen zu appellieren und den

Versuch zu wagen, ihn um ein Zehnmarkstück zu erleichtern. Nun aber, angesichts des Überflusses, in dem der glückliche Kollege zu leben schien, kam ihm der Gedanke, den Betrag des von ihm beabsichtigten Darlehns um das Doppelte zu erhöhen. Freilich, sehr behaglich war ihm ja nicht gerade zu Mute, und ein stilles Zittern durchlief seinen Körper. Es war eine Art Kanonenfieber, das ihn jedesmal befiel, wenn er ein neues Opfer seiner notgedrungenen Finanzoperationen zu werben gedachte. Das in ihm noch nicht erloschene Schamgefühl, die Angst, einen Fehltritt zu thun und sich fruchtlos zu kompromittieren, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Gerade diese in materieller Sorglosigkeit Lebenden waren oft die Unempfindlichsten und absolut nicht zu rühren, eben weil sie sich nicht vorstellen konnten, wie so einem armen Teufel, der im täglich sich erneuernden Kampf ums Dasein stand, eigentlich zu Mute war.

Eine nicht zu bändigende nervöse Unruhe trieb den jungen Dichter von seinem Sessel in die Höhe. Mit kurzen hastigen Bewegungen wandte er sich im Zimmer hin und her, hie und da stehen bleibend

und einen Gegenstand mechanisch, ohne innere Anteilnahme betrachtend. Ein paarmal setzte er an und öffnete krampfhaft den Mund, aber das Anfangswort blieb ihm jedesmal in der Kehle stecken.

„Sie sind wohl sehr vorsichtig in der Wahl Ihrer Eltern gewesen, lieber Kollege?“ brachte er endlich mit verlegenem Lächeln heraus.

„Ich? Wie meinen Sie das?“

„Nun —“ der junge Dichter rieb Daumen und Zeigefinger in sehr bezeichnender Weise gegeneinander, „Sie scheinen ja einen höllisch hohen Wechsel von Hause zu beziehen. Ihr Vater muß ja der reine Krösus sein.“

Der Prinz protestierte eifrig. „Wo denken Sie hin? Krösus? Davon ist mein Vater sehr weit ab. Er lebt ja in sorglosen, aber doch durchaus nicht in glänzenden Verhältnissen.“

„O weh!“ dachte der arme Vollert, und ein Schaudern ergriff ihn. „Er merkt bereits die Absicht und wird verstimmt. Er fängt schon an abzuwiegeln.“

Und in einer Anwandlung von Mutlosigkeit

ließ er sich in den Sessel zurückfallen und senkte sein edles Dichterhaupt betrübt auf die Brust.

„Wie helfe ich ihm nur?“ fragte sich der Prinz mit mitleidigem Blick auf das blasse Gesicht, dem frühzeitige Sorgen und Entbehrungen allen Jugendschmelz geraubt. Nach einigem Zögern wagte er endlich die Bemerkung: „Sie sollten sich mehr schonen, Kollege, Sie sehen leidend aus. Gewiß arbeiten Sie zu viel?“

Der Angeredete bewegte resigniert die Achseln und entgegnete mit der lakonischen Gegenfrage: „Muß man nicht?“

„Werden Ihnen denn Ihre Arbeiten so schlecht honoriert?“

„Schlecht?“ Um die Lippen des Sprechenden zuckte ein bitteres Lächeln. „Meist werden sie gar nicht honoriert, das Porto wirft man umsonst weg. Von fünf Feuilletons, die ich wegschicke, erhalte ich mindestens vier wieder zurück.“

„Aber?“ Der Prinz sah den Spezialkollegen ganz erschreckt an. Das warme Mitgefühl, das immer mehr von ihm Besitz nahm, drängte die

feinfühlige Zurückhaltung mehr und mehr in den Hintergrund.

„Aber, mein Gott, wovon leben Sie denn?"

Dem Gefragten stieg das Blut ins Gesicht, er erinnerte sich an den Zweck seines Besuches und gab sich einen straffen Ruck. Er durfte seine Lage nicht allzu verzweifelt darstellen.

„Sie wissen, das Berliner Leben ist billig," gab er lächelnd zurück. „Im Künstlerheim ißt man für vierzig Pfennig zu Mittag, wenn man sich mit einem Gericht begnügt. Und wenn man auch das nicht erschwingen kann, dann lebt man mal 'ne Zeitlang von Brot und Butter."

„Aber die Miete!"

„Die Miete? Das ist auch keine so große Sache. Fünfzehn Mark zahl' ich den Monat. Berappe ich nicht pünktlich, so stundet die Wirtin. Verliert sie aber schließlich die Geduld und exmittiert einen, so ist man drum noch lange nicht obdachlos. Wozu hat man seine Freunde? Dann logier' ich abwechselnd bei Lindner, Fichter und Paulsen, bis ich wieder flott bin."

Der junge Dichter sagte dies alles im leichtesten Ton, lächelnden Gesichts, als erzähle er irgend eine lustige Schnurre. Innerlich aber war ihm ziemlich bänglich zu Mut, denn die Entscheidung nahte. Der Prinz aber fühlte sich tief ergriffen. Das mutete ihn an wie die Schilderungen der Pariser Bohême von Murger, die er einst mit lächelnder Rührung gelesen. Also auch in Berlin gab es solch eine Art Zigeunerleben unter Studenten und jüngeren Künstlern. Ganz von dem Drange zu helfen beseelt und doch noch immer mit einem Rest von Bedenken kämpfend, sagte er schüchtern: „Ich hoffe, lieber Vollert, Sie werden mich vorkommenden Falles auch zu Ihren Freunden rechnen.“

Vollert sah überrascht, ein wenig mißtrauisch auf; die teilnahmvolle Miene des andern aber beruhigte ihn rasch. „Ich danke,“ sagte er und bemühte sich, sich eine mehr selbstbewußte Haltung zu geben, „hoffentlich kommt es überhaupt nicht mehr dahin. Ich habe die besten Aussichten. Vor drei Wochen habe ich eine größere Sache, eine Novelle, bei dem Tageblatt eingereicht. Das Ding hat dem

Redakteur sehr gefallen. Die Annahme ist sicher; er muß nur noch mit dem Verleger über die Höhe des Honorars sprechen."

„Da gratuliere ich, lieber Vollert, da gratuliere ich von Herzen."

Der Dichter schnitt eine saure Grimasse. „Leider werden immer noch drei bis vier Wochen vergehen," sagte er, während ihm das Herz hoch aufklopfte und sich eine Blutwelle in das bleiche Gesicht ergoß, „bis ich das Honorar erhalte. Und gerade momentan befinde ich mich in einiger Verlegenheit. In drei Wochen könnte ich ja gewiß alles zurückzahlen. Wenn mir nur jemand über die Zeit bis dahin hinweghelfen wollte durch ein kleines Darl —"

Der Rest des Wortes blieb dem stammelnden Dichter im Munde stecken und mutlos ließ er den Kopf sinken. Er wußte es, nun kam die Pause, eine lange, tödliche Pause und dann ein kaltes, trockenes, stechendes Hüsteln und dann — aber was war das? Er traute seinen Ohren nicht.

„Aber warum sagen Sie das nicht gleich, lieber Vollert?" hörte er den Prinzen ausrufen. „Mit

tausend Freuden bin ich Ihnen gefällig. Wieviel wünschen Sie?"

Der junge Dichter saß da, ganz Staunen, unfähig zu antworten. Das war ihm noch nicht passiert. Man kam ihm zuvor, man bot ihm freiwillig, ohne daß er noch direkt darum angesprochen, die Börse. Ängstlich hob er den Blick. Gewiß machte sich dieser Reimann, dieser Geldprotz, über ihn lustig. Aber nein, schon stand jener an seinem Schreibtisch und zog das mittlere kleine Fach des Aufsatzes heraus und nun ertönte lockend der Klang von Goldstücken, mit denen Reimann jetzt zu ihm an den Tisch zurückkam.

„Mit wieviel darf ich Ihnen aushelfen, lieber Vollert?"

Wirklich ein Goldmensch, dieser Reimann. Diese noble, liebenswürdige, entgegenkommende Art. Er konnte ihn gewiß dreist um dreißig Mark angehen. Zehn, das war doch gewissermaßen lumpig wenig und machte einen schlechten Eindruck. Oder ob er sich mit zwanzig begnügte? Er war mit sich über die Höhe der Anleihe, die er kontrahieren sollte,

noch nicht einig, als er fünf blitzende Zwanzig-Markstücke auf dem Tisch vor sich blinken sah.

„Hundert Mark, genügt Ihnen das einstweilen?"

„Hundert!"

Dem armen Dichter schossen die Thränen ins Auge. So viel Geld hatte er seit undenklicher Zeit nicht beisammen gesehen. In dem Paroxismus des Dankgefühls, das seine Seele durchflutete, ergriff er die Hände des freigebigen Kollegen, eine nach der andern, und drückte sie und schüttelte sie ohne Unterlaß. Wäre er daheim zwischen seinen stillen vier Wänden gewesen, er hätte gewiß in einer begeisterten Lobeshymne die lebhaften Empfindungen seines Künstlerherzens ausgeströmt, hier aber angesichts des Spenders versagten ihm die Worte. Stumm, mit zitternden Händen schob er den Mammon zusammen und versenkte ihn in seine Tasche. Und nun bemächtigte sich seiner eine nicht zu bändigende Unruhe. Es war, als wenn ihm die Goldstücke in der Tasche brannten. Eine stürmische Begierde arbeitete in ihm, sich seines Reichtums zu erfreuen. Schon seit Monaten wünschte er sich eine vollständige Ausgabe von Ibsens

Dramen. Jetzt endlich konnte er diesen Herzenswunsch erfüllen.

Zunächst aber wollte er zu Fichter eilen und ihm die schuldigen sechs Mark fünfzig zurückgeben. Der würde mal Augen machen! Dann — dann ging er ins Künstlerheim und aß sich einmal so recht nach Herzenslust satt. Die ganze Speisekarte wollte er durchessen und zwei Seidel dazu trinken, ganze und keine Schnitts. Und zuletzt, auf dem Heimwege, kaufte er sich eine Kiste Cigarren, eine ganze Kiste, hundert Stück. Das war immer das Ziel seiner kühnsten Träume gewesen, das er leider bisher auch nicht annähernd hatte verwirklichen können. Es war ein förmliches Fieber, das in dem jungen Dichter glühte und er saß wie auf Nadeln, während er anstandshalber noch ein paar Phrasen drechselte, sich nach den litterarischen Arbeiten des Spezialkollegen erkundigte und noch einmal baldige Zurückzahlung in sicherste Aussicht stellte. Dann schoß er plötzlich lebhaft aufspringend davon.

Prinz Egbert aber eilte nicht minder ungeduldig an das Fenster. Richtig, da saß sie, Schön-Elschen,

und jetzt erhob sie den Blick, vorwurfsvoll, zürnend — er sah es deutlich. Sie schmollte, daß er sie so lange auf den ersehnten Morgengruß hatte warten lassen.

Eine Stunde etwa verstrich dem Prinzen sehr angenehm zwischen der Lektüre eines Buches — zum Arbeiten fühlte er sich heute nicht aufgelegt — und dem regen Austausch von Blicken mit Else Grothuß, bis ihn eine abermalige Störung von seinem Platz am Fenster verscheuchte. Es war ein neuer Besuch, der, ebenso unerwartet und überraschend wie der erste, plötzlich, von Frau Gutzeit hereingeführt, bei dem Prinzen eintrat. Lindner war es, der junge Komponist, und wunderbar — er schob sich mit denselben schüchternen, linkischen Bewegungen ins Zimmer, die dem Prinzen schon vorher an Vollert aufgefallen waren. Auffallend verlegen und kleinmütig gegen seine sonstige Gewohnheit benahm sich der Komponist der „Erinnyen". Auch er nahm bescheiden auf dem äußersten Rande des ihm gebotenen Stuhles Platz, auch er ließ seine Augen staunend und bewundernd umherschweifen und stimmte dann ein Klagelied an von der Not des Lebens im all-

gemeinen und der junger Komponisten im besonderen.

Schon bei den ersten einleitenden Worten unterbrach ihn der Prinz, diesmal die Bedeutung der Situation rascher erkennend als bei dem ersten Besuch, und eine Viertelstunde später ging auch der Komponist strahlend, beflügelten Schrittes, hundert Mark in blanken Goldstücken in der Tasche, von dannen.

Das schöne, erhebende Bewußtsein einer guten That, das dem Prinzen die beiden Besuche eingetragen, verwandelte sich jäh in ratlose Bestürzung, als er einige Zeit später seinen Kassenbestand feststellte. Die Weinkneiperei, die er seinen Freunden zum besten gegeben, sowie die Besuche Vollerts, des Dichters, und Lindners, des Komponisten, hatten ein höllisches Loch in seine Kasse gerissen. Der verhältnismäßig geringe Betrag, der sich noch vorfand, reichte kaum, die laufenden Ausgaben einer Woche zu decken. So wohlfeil als sein Freund und Spezialkollege Vollert konnte er sich beim besten Willen das Leben nicht einrichten; er hatte auch in sein Inkognito

manche seiner kostspieligen Prinzengewohnheiten mit hinübergenommen, mit denen ihm unmöglich gedünkt zu brechen. So zum Beispiel schmeckte ihm keine Cigarre, die weniger als zwanzig Pfennige kostete, und zwei- oder dreimal in der Woche packte ihn eine so unabweisbare Sehnsucht nach den leckeren Tafelgenüssen von ehedem, daß er sich vom Mittagstisch im „Künstlerheim" dispensierte und zu Uhl oder Dressel unter den Linden seine Zuflucht nahm.

Als er sich seiner Zeit in Hamburg von Oswald Kern und dem Hofmarschall getrennt, waren die vorhandenen Barmittel geteilt worden. Er hatte dem Freunde natürlich den größeren Anteil sowie die Anweisungen, die ihm auf New York und andere amerikanische Plätze mitgegeben worden waren, überlassen. Oswald Kern sollte ihm — so war zwischen ihnen verabredet worden — in gewissen Zwischenräumen bestimmte Geldsendungen zugehen lassen. Aber es waren noch volle vier Wochen, bis die erste Sendung fällig war. Was thun bis dahin? Sollte er sich telegraphisch an den Freund wenden? „Nein!" entschied er nach kurzem Überlegen. Er wußte ja

nicht einmal, ob Kern mit dem Kammerherrn überhaupt noch in New York weilte. Eine Depesche von ihm an die Adresse des Prinzen Egbert in New York mit der Bitte um Geld konnte möglicherweise die Veranlassung zur Entdeckung des kecken Karnevalscherzes werden, den Kern und er sich mit Seiner Hoheit dem Herzog und aller Welt erlaubten, zudem stieg ihm die Röte der Scham ins Gesicht. Sollte er nun schon nach so kurzer Zeit dem Freunde gegenüber sich gleichsam schach und matt erklären und eingestehen, daß er nicht imstande war, die von ihm erwählte Rolle selbständig durchzuführen? Sollte er weniger Mut und Kraft im Kampf ums Dasein beweisen als so viele andere, als Fichter und Lindner und Vollert, als der arme Kohlenarbeiter, mit dem ihn einst der Zufall auf dem Omnibusverdeck zusammengeführt? Stolz und Selbstgefühl regten sich in dem jungen Prinzen. Es reizte ihn, sich auch einmal in dem berühmten Kampf ums Dasein, von dem er bereits so viel gehört, zu bethätigen und zu versuchen, ob er nicht seiner Kraft und seinem

Talent die Erfordernisse des Lebens abzuringen vermöchte.

Die nächste Folge dieses Entschlusses war, daß er die Redaktion der „Illustrierten Blätter“ aufsuchte. Vielleicht war seine Novelle, die er gleich nach seiner Ankunft in Berlin eingereicht und derenwegen er schon ein paarmal vergeblich in der Redaktion vorgesprochen, nun endlich gelesen worden und es gelang ihm, sofort ein Honorar zu erhalten. Aber schon der Empfang und die ersten Worte des Redakteurs vernichteten seine frohen Hoffnungen im Keime.

Der Redakteur maß ihn mit seinen hinter scharfen Brillengläsern funkelnden Augen, als erblicke er ihn zum ersten Mal. Erst als der bescheiden vor ihm Stehende seinen Namen nannte, besann er sich gnädig. „Richtig,“ sagte er und runzelte die Stirn, „Sie kommen wegen Ihrer Novelle — erinnere mich, waren schon ein paarmal deshalb hier — sind etwas sehr dringend, lieber Freund.“ Prinz Egbert machte schon Miene, sich in stillem Ärger zu entfernen, als ihn der Redakteur mit den Worten

zurückhielt: „Können Ihr Ding gleich mitnehmen, lieber Freund, habe gestern hineingeblickt.“ Er kramte eine Weile in seinem Manuskriptenschubfach und brachte endlich des Prinzen Arbeit zum Vorschein.

„Gefällt Ihnen denn meine Novelle nicht?“ fragte Prinz Egbert schüchtern.

„Nein,“ erklärte der Redakteur mit rücksichtsloser Offenheit und Entschiedenheit, „ganz und gar nicht. Das ist nichts, lieber Freund. Sie schildern da Verhältnisse, die Sie aus eigener Anschauung sicher nicht kennen. Gucken Sie erst gefälligst in das Arbeiterleben hinein, bevor Sie sich erkühnen, uns Arbeitertypen vorführen zu wollen. Ihre Arbeiter sind verkleidete Idealgestalten. Mit so romantischen, unmöglichen Geschichten dürfen wir dem Publikum heutzutage nicht mehr kommen.“

Während der Prinz sehr kleinlaut und niedergedrückt sein Manuskript in Empfang nahm, richtete der Redakteur plötzlich die Frage an ihn: „Haben Sie schon unsere neueste Nummer gelesen, lieber Freund?“

„Nein,“ stammelte der Prinz.

Der Redakteur schüttelte mißbilligend sein Haupt. „Das Blatt sollten Sie sich einmal ansehen," bemerkte er. „Wir bringen da unter anderm eine Novelle von Egbert von Tiefenau," der Sprechende beugte sich vertraulich zu dem erstaunt aufhorchenden Prinzen hinüber und flüsterte ihm mit einer Wichtigkeit, als handle es sich um ein bedeutsames Staatsgeheimnis ins Ohr: „Unter uns: Prinz Egbert von X. Seine Hoheit tritt mit diesem Beitrag in die Reihe unserer ständigen Mitarbeiter. Lesen Sie die Novelle, lieber Freund, Sie können daraus lernen, wie man mit poetischer Diktion realistische Schilderungsweise verbindet; der durchlauchtige Verfasser ist in den Kreisen, die er schildert, zu Hause und das ist das erste Erfordernis des modernen Schriftstellers."

Dem Prinzen schwebte eine Entgegnung auf den Lippen. Es empörte ihn einerseits, daß der Redakteur, augenscheinlich aus persönlicher Eitelkeit, eine Diskretion beging, andererseits belustigte es ihn, daß er hier sich selbst zum nachahmenswerten Vorbilde angepriesen wurde. Er schluckte jedoch die ironische

Bemerkung hinunter und verließ ohne Erwiderung das Redaktionslokal.

Während er auf dem Heimwege seine Erlebnisse in der Redaktion noch einmal überdachte, kam ihm die letzte Äußerung des Redakteurs in den Sinn: „Der Verfasser ist in den Kreisen, die er schildert, zu Hause und das ist das erste Erfordernis des modernen Schriftstellers.“

Lag nicht etwas Wahres in dieser Bemerkung? Der Stoff der Novelle, die unter dem Pseudonym: Egbert von Tiefenau in den „Illustrierten Blättern“ erschien, war dem Hofleben entnommen, das er allerdings aus eigener Anschauung nur zu gut kannte. Wie, wenn er sich vorläufig, um seinen Arbeiten einen Absatz und sich einen Gewinn zu sichern, auf diesen Stoffkreis, den er beherrschte, beschränkte? Ganz von diesem Gedanken erfüllt, entwarf er noch an demselben Tage den Plan zu einer kleinen Erzählung, der er eines seiner Erlebnisse am herzoglichen Hofe zu Grunde legte. Aber er war mit dieser Arbeit noch nicht bis zum Ende gediehen, als er eines Tages sein letztes Zehnmarkstück wechselte. Es war jedoch

weder Schrecken noch Angst, was er empfand, sondern eine übermütige tolle Laune erfaßte ihn. Er wollte doch einmal sehen, wie einem ohne Geld zu Mute war. Ob der Hunger wirklich weh that? Innerlich war er ganz ruhig, in einer gewissen neugierigen, objektiven Erwartung, als handle es sich nicht um ihn, sondern um einen andern, an dem er einen noch nie gesehenen, merkwürdigen Zustand zu beobachten Gelegenheit erhalten sollte. Am Abend gab er in einem Restaurationslokal, in dem er sich mit Vollert und den andern Künstlern getroffen, sein letztes Geldstück aus, und am andern Morgen, als er erwachte, lachte er vergnügt in sich hinein: arm wie eine Kirchenmaus! Was nun? Freilich den Hunger, dem er mit einem Gemisch von Neugierde und bänglicher Erwartung entgegensah, verscheuchte einstweilen noch das opulente Frühstück, das ihm Frau Gutzeit gewohnterweise auftrug. Erst gegen Mittag stellte er eine empfindliche Leere in seinem Magen fest, die ein leises Gefühl des Unbehagens in ihm erzeugte. Schmerzhaft aber war es nicht und wenn es nicht schlimmer wurde, so war

das Hungern eine Kleinigkeit. Doch mit jeder verrinnenden Viertelstunde nahm diese Empfindung des Unbehagens und der unangenehmen Leere in ungeahnter Weise an Intensivität zu. Das Arbeiten wurde dem Hungernden zur Unmöglichkeit. Seine Phantasie ging ganz andere Wege als die, welche ihm der Stoff seiner Erzählung vorschrieb. Alle Gerichte und Speisen, die er je bei Uhl und Dressel gegessen, stellten sich seinem delirierenden Geiste in verlockender Appetitlichkeit dar und in einer Stimmung, die sich zur Hälfte aus einem Rest von Galgenhumor und zur Hälfte aus einem sich rasch steigernden Ärger über sich selbst zusammensetzte, rannte er in seinem Zimmer auf und ab. Das bohrende, nagende Gefühl in ihm nahm immer mehr überhand und artete schließlich in eine wahre Wut, in ein heißes, drängendes Verlangen, zu essen, aus.

Um dem unerträglichen Zustand zu entgehen und sich zu zerstreuen, eilte er auf die Straße hinaus, aber schon nach einer kurzen Stunde kehrte er matt und schwach nach Hause zurück. Ihm war ganz elend zu Mute. Von einer humoristischen Auffassung seiner

Lage, von einer zuwartenden Neugier keine Spur mehr. Nur das eine Verlangen, sich aus dieser scheußlichen, deprimierenden Situation zu befreien. Als der Abend heranrückte, bemächtigte sich seiner eine gelinde Verzweiflung, und die Vorstellung, daß ihn die Nacht überraschen und ihm jede Möglichkeit der Hilfe abschneiden würde, erzeugte wahre Angstschauer in ihm. Eine quälende, nervöse Furcht vor der Nacht bemächtigte sich seiner. Sicherlich würde er die ganze Nacht hindurch vor Hunger kein Auge schließen können. Er schalt sich thöricht und leichtsinnig und zu allen andern quälenden Empfindungen gesellte sich nun auch noch die Reue, daß er nicht rechtzeitig etwas gethan, um diese äußerste Konsequenz seiner Karnevalslaune von sich fern zu halten.

Welcher Ausweg blieb ihm nun noch? Doch nur der eine: sich telegraphisch an den Herzog, seinen Onkel, oder an seine Eltern zu wenden. Aber ein Rest von Energie und Scham hielt ihn ab, dieses letzte verzweifelte Mittel anzuwenden.

Bot sich ihm denn nicht noch irgend eine andere Zuflucht? Was thaten andere junge Leute in seiner

Lage? Das Beispiel Vollerts und Lindners fiel ihm ein, die einfach, wenn sie nicht mehr aus noch ein wußten, zum Borgen ihre Zuflucht nahmen. Ob er es ihnen nachthat? Aber die armen Teufel hatten ja selbst nichts und er konnte ihnen das, was er ihnen selbst erst vor kurzem geliehen, doch nicht wieder abnehmen. An wen sonst aber konnte er sich wenden?

Professor Grothuß! Wie eine Erlösung kam der Gedanke über ihn. Daß er nicht gleich daran gedacht hatte. Der Professor war wohlhabend, zudem ihm wohlgesinnt und würde ihm ein Darlehn gewiß nicht wehren. Frohe Zuversicht durchglühte ihn und eilends machte er sich auf den Weg. Es war bereits in der siebenten Abendstunde und darum keine Zeit zu verlieren.

Es traf sich glücklich: Fräulein Else war von ihrem Spaziergang noch nicht zurückgekehrt. Das ostpreußische Dienstmädchen, mit dem sich Prinz Egbert inzwischen auf einen guten Fuß gestellt, führte ihn ohne weiteres in das Atelier.

Professor Grothuß arbeitete nicht mehr, sondern ging rauchend auf und ab. Der Hunger, den er

immer empfindlicher in seinen Eingeweiden fühlte, war zwar eine starke Triebkraft in dem Prinzen, aber dennoch brachte er sein Anliegen nur stotternd und stammelnd heraus.

Die Aufnahme desselben seitens des Malers war eine überraschende. Professor Grothuß ließ ein kurzes, rauhes Auflachen hören und sagte dann in seiner rücksichtslos sarkastischen Weise: „Aha! Also darauf kommt's heraus! Also so einer sind Sie: ein Pumpier. Na ja, das hätt' ich mir ja denken können. Darum Herr Professor hier und Herr Professor da."

Und als Prinz Egbert ganz erschrocken ein bescheiden protestierendes: „Aber Herr Professor —" einwarf, ließ er ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Die schönen Redensarten lassen Sie nur!" unterbrach er ihn grob. „Die kenn' ich schon. Darauf fall' ich nicht rein. Da müssen Sie sich schon einen Dümmeren aussuchen. Nicht einen Pfennig pump' ich Ihnen. Grundsätzlich, aus Prinzip." Und sich immer mehr in Hitze und Eifer redend, trat er vor den wie betäubt Dastehenden und packte ihn an beiden Schultern. „Das hätten Sie nicht machen sollen.

Ich hatte wahrhaftig eine ganz gute Meinung von Ihnen. Nun aber sind Sie bei mir unten durch. Wissen Sie, nichts ist mir so verhaßt wie Bittstellerei und Pumperei. Ein ganzer Kerl hilft sich selbst. Mir hat kein Mensch was gepumpt. Und ich hätt's auch nicht verlangt. Hätte mich geschämt. Aber die jungen Leute von heutzutage! Und wenn's noch aus Not wär'. Aber Sie — Sie scheinen mir ein Bruder Lüderjahn! Haben Sie mir nicht selbst gesagt, daß Sie Zuschuß von zu Hause haben? Und nun entblöden Sie sich nicht, nun kommen Sie mir damit! Pfui Teufel!" Der Erzürnte ließ endlich sein Opfer fahren, drehte sich mit energischem Ruck herum und stellte sich an eins der breiten Fenster, seinem Besuch den Rücken kehrend.

Dem Prinzen war von der ungeahnten, polternden Standrede Hören und Sehen vergangen. So hatte ihn in seinem ganzen Leben noch niemand abgekanzelt. Ganz daniedergeschmettert, ohnehin mit seinem leeren Magen körperlich und geistig deprimiert, hatte er nicht den Mut, auch nur das Geringste zu

seiner Verteidigung hervorzubringen. Stumm schlich er sich hinaus.

Im Korridor begegnete er der Tochter des Hauses, die eben von ihrem Spaziergang zurückkam. Er wollte mit einem kurzen, hastigen Gruß an ihr vorbei, aber sie hielt ihn mit einem freundlichen Lächeln zurück.

„Wie? So eilig, Herr Reimann? Darf ich Sie nicht einladen, mit uns zu Abend zu essen?“

Einen Augenblick lang schwebte der Hungernde in schwerer Versuchung. Die freundliche Einladung klang wie Musik in seinem Ohr. Aber mit einem stillen Seufzer resignierte er sich. „Sie entschuldigen mich,“ sagte er ausweichend, ohne den Blick zu ihr zu erheben, „eine Verabredung —“

Sie sah ihn erstaunt an. Sein sonderbares Wesen, seine Hast, sein erhitztes Gesicht fielen ihr auf. „Haben Sie etwas mit Papa gehabt, Herr Reimann?“

„Nicht der Rede wert.“ Er stand wie auf Kohlen. Jeden Augenblick konnte der Professor dazu kommen. Der nahm keine Rücksicht und war imstande,

in ihrer Gegenwart seine Strafpredigt von vorhin wieder aufzunehmen. Er verbeugte sich und machte sich in fluchtähnlicher Eile davon. Bestürzt und betrübt blickte ihm Schön-Elschen nach.

In einer unbeschreiblichen Stimmung langte Prinz Egbert in seinem Zimmer an. Ganz geknickt, halb ohnmächtig ließ er sich auf sein Sofa fallen. Die körperliche Schwäche, die jetzt nach der gehabten Aufregung um so furchtbarer hervortrat im Verein mit der seelischen Niedergeschlagenheit, die die erlittene Demütigung in ihm verursachte, drückte ihn ganz danieder. Dazu kam die Vorstellung, daß Professor Grothuß aus seiner Entrüstung auch Else gegenüber kein Hehl machen würde, die ihm wie ätzendes Gift in der Seele brannte. Stumpf brütete er eine ganze Weile vor sich hin, dann faßte er sich mit beiden Händen an die Stirn. War es denn wirklich möglich: er litt Hunger, gemeinen, ordinären Hunger! In einer Stadt wie Berlin, inmitten von Luxus und Überfluß konnte man in die Gefahr kommen, aus Hunger zu Grunde zu gehen? Er war zu schwach, geistig zu sehr gedrückt, um irgend einen Plan, sich

seiner Lage zu entziehen, zu fassen. Seine Willenskraft reichte gerade noch so weit, daß er sich entkleidete und sich matt in sein Bett sinken ließ.

Am andern Morgen erwachte Prinz Egbert zwar gekräftigt durch einen langen, tiefen Schlaf, aber um so heftiger von einem wütenden Hunger befallen, der keine Rücksicht mehr kannte. Kaum hatte er sich angekleidet, so rief er um sein Frühstück, und es war das erste Mal, daß er der kleinen Frau Gutzeit heftige Worte der Ungeduld und des Ärgers sagte, als sie ihm nicht schnell genug mit dem heiß begehrten erschien. Nie in seinem Leben hatte dem Prinzen eine Mahlzeit so trefflich gemundet wie das einfache Frühstück. Wie seine Augen leuchteten, wie das ganze Gesicht sich verklärte, während seine Kinnladen mit einem Eifer und einer Schnelligkeit arbeiteten, als hinge sein Leben davon ab. Mit neu belebter Thatkraft wollte er sich eben an seine Arbeit setzen, als ihm eine Überraschung zu teil wurde, die ihn für die ersten Minuten vollständig verwirrte, fast betäubte. Eine ihm ungewohnte Erscheinung, der Geldbriefträger, trat bei ihm ein.

„Herr Paul Reimann?“ fragte der Beamte lakonisch.

„Ja.“

„Sind Sie's persönlich?“

„Jawohl.“

Der Beamte griff in seine Geldtasche.

„Fünfzig Mark,“ sagte er und zählte den angegebenen Betrag in Gold und Courant vor dem in einem Zustand starren Erstaunens dasitzenden Prinzen auf. „Bitte quittieren! Hier!“

Der Prinz that mechanisch wie ihm geheißen. Der Briefträger trennte den Coupon von der Quittung und empfahl sich.

Prinz Egbert wußte nicht wie ihm geschah. Bald starrte er auf das Geld, das vor ihm auf dem Tisch lag und ihn verlockend anfunkelte, bald auf den Streifen Papier, den der Beamte zurückgelassen. Dann faßte er sich an die Stirn. Träumte er nur oder war es Wirklichkeit? Fünfzig Mark fielen ihm wie vom Himmel in den Schoß und er hatte keine Ahnung, wem er diese Hilfe in der höchsten Not zu verdanken. Das war wie ein Märchen, wie ein

Wunder. Gott sei Dank! Er atmete aus tiefster Brust auf und scharrte in ungestümer Freude das Geld zusammen. Ein köstliches Gefühl der Sicherheit überkam ihn.

Und nun endlich dachte er auch daran, den Namen des gütigen Spenders zu erkunden. Neugierig hob er den Coupon empor. In der Rubrik: Name und Adresse des Absenders standen die rätselhaften Worte: „Niemand in Nirgendsheim". Und auf der andern Seite, auf dem Platz für kurze Mitteilungen, hieß es in feiner, zierlicher Schrift: „Nur nicht den Mut verloren! Treue Freunde sind Ihnen nahe."

Das Staunen des Prinzen wuchs ins Unendliche. Wer in aller Welt konnten diese rätselhaften „treuen Freunde" nur sein? Vollert, Lindner und Fichter? Der Prinz lächelte. Die wußten ja nichts von seiner Bedrängnis, sondern glaubten ihn im Gegenteil im Überfluß schwimmend. Überdies waren das nicht die Schriftzüge einer Männerhand, sondern —

Ein Gedanke flammte plötzlich in Prinz Egbert auf, der ihn emporschnellen und in ein paar schnellen

Sätzen ans Fenster eilen machte. Else Grothuß saß bereits an ihrem gewohnten Platz. Aber als Prinz Egbert jetzt den Coupon in die Höhe hielt und damit nach Else hindeutete, zeigte das junge Mädchen ein so befremdetes, verständnisloses Gesicht und zuckte so überzeugend mit den Achseln, daß der Prinz sich versucht fühlte, seinen Verdacht wieder fahren zu lassen. Sollte sie es wirklich nicht gewesen sein? Oder leugnete sie nur, leugnete sie mit der Geschicklichkeit der auf seine Frage Vorbereiteten und der durch die gesellschaftliche Sitte von Jugend an im Verstellen geübten Evatochter?

Wenn er nur gewußt hätte, wie er sich in diesem Zweifel, der heiße Wellen der Erregung in ihm aufschäumen machte, Gewißheit verschaffen konnte. Er sann. Da fiel ihm etwas ein. Besaß Frau Gutzeit nicht ein Poesiealbum, in dem sich auch Else Grothuß eingezeichnet hatte? Rasch war er an der Thür der gefälligen kleinen Frau. Ein Vorwand war leicht gefunden. Er erinnere sich eines Verses in ihrem Stammbuch, der sich zur poetischen Illustrierung einer Situation in seiner neuen Novelle

vortrefflich eigne. Ob sie ihm erlauben wolle, sich das Gedichtchen abzuschreiben?

Mit dem Buch war er im Nu in sein Zimmer zurück und nun verglich er Elses Handschrift in Frau Gutzeits Poesiealbum mit der des unbekannten Geldsenders. Wenigstens im Verstellen ihrer Schrift war Else noch durchaus ungeübt. Die Ähnlichkeit der Schriftzüge hier und dort war unverkennbar und damit jeder Zweifel gehoben. Anstatt nach der Mitteilung des indiskreten Vaters seiner mit Geringschätzung zu denken, hatte sie nur inniges Mitgefühl mit ihm empfunden, nur den einen Gedanken gehabt, ihm zu helfen.

Ein zwiespältiges Gefühl loderte in dem Prinzen auf: die brennende Scham des ehrliebenden Mannes, dem zugemutet wird, von einem weiblichen Wesen ein Geldgeschenk anzunehmen und zugleich das erhebende, heiß durchschauernde Bewußtsein, geliebt zu werden. Und dieses letztere Glücksgefühl war so gewaltig in ihm, daß davor die Bitterkeit der andern Empfindung zurücktrat und momentan ganz ausgelöscht wurde. Es war eine so köstliche, selige Gewiß-

heit, geliebt zu sein mit seinen Fehlern, in seiner vermeintlichen Armut, ohne alle Berechnung, um seiner selbst willen, daß es ihn berauschte, daß es ihn in einen Glückstaumel versetzte, daß es ihn stolz machte, wie er es noch nie in seinem Leben gewesen. Das schönste, edelste, erhabenste Gut des Menschenlebens, das auf Fürstenthronen nur selten gefunden wurde: die reine, selbstlose Liebe einer keuschen Mädchenseele war ihm zu teil geworden!

Er trat, von den hoch in ihm wogenden Empfindungen getrieben, an das Fenster zurück, aber die, die er feuchten Auges suchte, war nicht mehr da. Sein nächster Impuls war, hinüberzueilen, das Geld zurückzubringen, das er unmöglich annehmen konnte, und ihr zu danken, aus der Tiefe seines stürmisch klopfenden Herzens zu danken. Aber die Überlegung des nächsten Augenblickes hielt ihn ab, diesem Antrieb zu folgen. Ein Besuch zu so früher Vormittagsstunde war eine Unmöglichkeit und es blieb ihm nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und eine schicklichere Stunde abzuwarten. Und so saß er an seinem Platz am Fenster, an seinem Federhalter kauend, den

Blick sehnsüchtig nach dem Fenster der Malerwohnung hinüberschweifen lassend, fieberndes Sehnen in jedem Blutstropfen, unfähig, seine Gedanken auch nur eine Minute lang auf die vor ihm liegende Arbeit zu konzentrieren.

Unerträglich träge schlich die Zeit, aber dennoch war endlich die elfte Stunde gekommen und in einer eigentümlich freudig bewegten Spannung machte er sich auf den Weg, unterwegs ein Stoßgebet zum Himmel schickend, daß ihm nur der Professor nicht begegnen möge.

In dem ehrlichen Gesicht der Ostpreußin, die ihm öffnete, war so deutlich ihr Mitwissen ausgedrückt, daß er nun, wenn noch ein Fünkchen von Zweifel in ihm gewesen wäre, völlig überzeugt sein mußte: niemand anders als Else Grothuß hatte das Geld geschickt, und Marie, ihre alte Vertraute, war ihr dabei behilflich gewesen.

„Der Herr Professor ist in seinem Atelier,“ empfing sie ihn mit verschmitztem Lächeln. „Sie wollen gewiß das Fräuleinchen sprechen?“

„Ja.“ Er fixierte die vor ihm Stehende, der

das Geheimnis das Herz abzudrücken schien. Von dem unwillkürlichen Verlangen beherrscht, ihn zu provozieren, redete sie ihn mit einer Rauheit an, die diesmal nicht vom Innern herauskam: „Warum sehen Sie mich denn so an? Was wollen Sie denn von mir?“ Und dann lächelte sie ihn wieder vertraulich an, als wollte sie sagen: „Ich weiß es ja, ich weiß alles, ich darf's nur nicht Wort haben.“

„Fräulein Else zu Hause?“ fragte er, um die ihm peinliche Situation abzukürzen, und näherte sich rasch der Thür zum Wohnzimmer. Sie bejahte und dann konnte sie sich nicht länger zurückhalten; mit einem verschmitzten Gesichtsausdruck, der den ehrlichen Zügen des alten Mädchens etwas Komisches verlieh, flüsterte sie: „Haben Sie's gekriegt?“

Und als er keine Antwort gab, sondern nur kurz nickte, fügte sie wichtig, ganz erfüllt von ihrem Anteil an der Sache, hinzu: „Ich hab's auf die Post getragen und hab's dem Fräulein vorgeschossen von meinem Ersparten — sie giebt's mir fünf- und zehnmarkweise wieder. Ich habe noch sechshundert Mark auf der Sparkasse.“

Mit einem jähen Griff faßte er in seine Tasche. „Da, nehmen Sie!“ sagte er und hielt ihr die fünfzig Mark hin.

Aber sie trat förmlich beleidigt zurück und weigerte sich entschieden: „I, wo werd' ich denn? Das darf ich ja gar nicht.“

Sie blickte sich ängstlich um. „Mein Gott, nu hab' ich's Ihnen doch gesagt. Verraten Sie mich nur nicht!“

Er steckte ihr das Geld mit Gewalt zu, klopfte an und trat ein.

Else flog bei seinem Eintritt in die Höhe und wechselte jäh die Farbe; aber sie faßte sich rasch und trat ihm mit ihrer gewöhnlichen freundlichen Miene entgegen, ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckend.

Er drückte ihre Hand in der seinen und hob dann die zarten, schmalen Finger, einer plötzlichen Aufwallung folgend, zu seinen Lippen empor. „Ich danke Ihnen,“ sagte er innig, mit überströmendem Gefühl, „ich danke Ihnen von Herzen, Fräulein Else. Sie glauben nicht, wie sehr mich dieser Beweis Ihres liebenswürdigen, warmherzigen Interesses be-

glückt hat. Aber — ich bin wirklich nicht so bedürftig, wie Sie anzunehmen scheinen, Fräulein Else.“

Sie zeigte ihm ein befremdetes, verständnisloses Gesicht. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Herr Reimann.“

„O, verstellen Sie sich nicht, Fräulein Else,“ gab er rasch zurück. „Wirklich, das steht Ihnen gar nicht. Ich hab's ja gleich geahnt, daß es von Ihnen kam. Daran erkannt' ich Ihr gutes, weiches Herz. Und Ihre Handschrift, Fräulein Else! Das Stammbuch der lieben Frau Gutzeit hat mir verraten, daß Sie, Fräulein Else, der gütige Niemand in Nirgendsheim sind.“

Ein leises Erschrecken huschte über ihr Gesicht, aber sie suchte noch immer die Fiktion, als wisse sie von nichts, festzuhalten. Nur daß sie diesmal zu diesem Zweck nicht mehr als ein stummes Achselzucken zur Verfügung hatte.

„Aber Fräulein Else,“ erklärte er dringender, stürmischer, „alles Verstellen nützt Ihnen ja doch nichts. Sie waren ja doch die Fee, die gütige, liebreiche Fee. Oder —“ seine Augen blitzten schelmisch

und er machte einen Schritt nach der Thür — „wollen Sie, daß ich die ehrliche Marie zum Zeugen aufrufe? Ja, sie hat mir's gestanden, alles, auch welchen Anteil sie selbst an dem Samariterwerk hat." Else schlug die Hände vor das erglühende Gesicht; ihre Verlegenheit und Scham preßte ihr ein leises Stöhnen ab, während der Prinz halb gerührt, halb schalkhaft fortfuhr: „Sie dürfen ihr's nicht sagen, daß ich sie verraten! Sie hat sich ja gewehrt, so viel sie nur konnte, sie wollte nicht einmal das Geld zurücknehmen und ich mußte ihr's förmlich mit Gewalt aufzwingen."

Mit jähem Ruck fielen dem jungen Mädchen die Hände vom Gesicht; die neu erwachende Sorge um ihn besiegte die mädchenhafte Scheu und Zurückhaltung. Aber ihre innerliche Bewegung war so tief, daß sie nicht imstande war, zu sprechen; sie heftete nur ihre Blicke mit einem so flehenden, innig bittenden Ausdruck auf den Prinzen, daß es ihn wonnig durchschauerte. Und jetzt — ein Gemisch von einander widerstreitenden Empfindungen in ihrer Brust, die Angst und Aufregung, in der sie sich seit gestern befand, trieben ihr die Thränen ins Auge. Im Nu

war Prinz Egbert an ihrer Seite. Heiße Zärtlichkeit flutete in ihm empor und das Herz trat ihm auf die Zunge.

„Else, liebe, teure Else,“ rief er, „so beruhigen Sie sich doch, ich bitte, ich beschwöre Sie. Sie werden doch um Gottes willen nicht weinen; aber es ist ja gar kein Grund, daß Sie sich um meinetwillen sorgen. Im Gegenteil, ich bin ja nie froher, nie glücklicher gewesen als in diesem Augenblick.“

Und nun strömten erst recht die Thränen über ihre Wangen, und ihr Gesicht in den Händen verhüllend, sank sie in ihren Stuhl zurück.

Den Prinzen aber brachte der Anblick des um ihn weinenden Mädchens vollends außer sich. Alle Überlegung, jedes Bedenken, jeder andere Gedanke war dahin und nur der eine Trieb lebte in ihm: ihre Thränen versiegen zu machen. Die Hände ihr sanft vom Gesicht wegziehend, zog er sie zu sich empor.

„Nur nicht weinen,“ flüsterte er ihr leidenschaftlich zu, „nicht weinen, bitte, bitte! Ich liebe Dich, ich liebe Dich ja unendlich, meine liebe, süße, schöne Else!“

Es war, als seien seine Worte eine Zauberformel, die im Nu Schmerz und Bangigkeit bannten. Ihre Thränen stockten und der verklärende Schimmer unendlichen Glückes überstrahlte das liebliche, rosige Gesicht. Widerstandslos, jeder weiteren Verstellung unfähig, ruhte sie in seinen Armen und sie wehrte ihm nicht, als er sich nun zu ihr hinabbeugte und sie küßte auf Augen, Wangen und Mund.

IX.

Zu seinem eigenen Erstaunen fand sich Oswald Kern ziemlich rasch in die übernommene Rolle hinein. Prinz Egbert hatte recht gehabt: es war wirklich gar nicht so schwer, die Hoheit zu spielen. Ja, die anfängliche Scheu und Angst, mit der er die Rolle des Prinzen übernommen, wandelte sich bald in ein stilles Behagen. Es war gar keine üble Sache, sich von allen Seiten mit respektvollster Aufmerksamkeit, mit staunender Ehrerbietung behandelt zu sehen. Er war der einzige Passagier auf dem großen Amerikadampfer, dem gestattet war, die Kommandobrücke des wachthabenden Offiziers zu betreten und von da herab Umschau zu halten. Ihm wurde der Ehrenplatz an der Tafel eingeräumt, er besaß die beste Kabine im Schiff und der Kapitän sowie die Offiziere beeiferten sich, ihm zu Diensten zu sein und für seine Unterhaltung nach besten Kräften Sorge zu tragen.

Sein ungezwungenes, offenes Wesen, das trotz angenommener Würde immer wieder hervorbrach, warb ihm unter den Passagieren des Schiffes sehr rasch begeisterte Verehrer. Alles, was er sagte und that, fand man entzückend und jedem, auch dem unbedeutendsten Worte aus seinem Munde legte man eine tiefsinnige Bedeutung bei.

Kein Wunder, daß der junge Maler wie in einem ununterbrochenen Rausche lebte und sich in seiner Rolle von Tag zu Tag wohler und heimischer fühlte. Nie in seinem Leben war man ihm mit so viel Dienstwilligkeit und Ergebenheit begegnet, nie waren ihm aus schönen Mädchenaugen so viele freundliche, entgegenkommende Blicke zu teil geworden, und er hätte sich der glücklichste Mensch unter der Sonne gedünkt, wenn nicht sein Begleiter, der Kammerherr von Degenfeld, gewesen wäre. Das war ein fortwährendes Belehren und Zurechtweisen, so oft sie unter vier Augen waren.

„Mehr Zurückhaltung, mehr Würde!“ Das war das ewige Leitmotiv, das in allen Ermahnungen des Kammerherrn wieder und wieder auftauchte.

Der Gegensatz ihrer grundverschiedenen Naturen, der Groll, der sie infolge ihrer eigentümlichen Beziehungen gegeneinander beseelte, machte sich in unzähligen Wortkämpfen Luft, bei denen auf der einen Seite mit bissiger, sarkastischer Höflichkeit, auf der andern mit offener Grobheit gefochten zu werden pflegte.

Als man endlich in Amerika landete, war Oswald Kern bereits so weit Herr der Situation, daß er in tadelloser Haltung die Begrüßungen des deutschen Konsuls entgegennahm und sich in einer der von ihm repräsentierten hohen Stellung würdigen Weise, liebenswürdig, aber doch mit deutlich markierter Herablassung, von dem Kapitän und den Offizieren des Schiffes verabschiedete.

New York bot in der heißen Jahreszeit einen nichts weniger als angenehmen Aufenthalt; es glich einem überheizten Backofen, Häuser, Straßen, Menschen — alles schien eine unerträgliche Glut auszuströmen. Unsere Reisenden hielten sich nur einige Tage auf, um ein paar der Sehenswürdigkeiten der nordamerikanischen Metropole: City-Hall, das Postoffice-Gebäude, vor allem aber den Central-Park in Augen-

schein zu nehmen. Dann bestiegen sie einen der eleganten Pullman-Cars der Northern Pacific-Eisenbahn und machten eine interessante, wochenlange Rundreise, auf der sie alle größeren Städte der Union berührten und auch den legendenumwobenen, durch Coopers Indianergeschichten klassisch gewordenen Jagdgründen des wilden Westens einen Besuch abstatteten. Bis zu den Gestaden des stillen Oceans dehnten sie ihren Ausflug aus, der um so genußvoller war, als sie, keinen feierlichen Empfängen ausgesetzt, keinem lästigen Ceremoniell unterworfen, als einfache Touristen reisten.

Anfang August kehrten sie nach dem Osten zurück, um den Rest der „toten Saison" in Saratoga, dem fashionablen Badeort, zuzubringen.

Die Gesellschaft der New Yorker „oberen Zehntausend" schien sich hier ein Stelldichein gegeben zu haben. Oswald Kern war entzückt. Eine solche Fülle eleganter, schöner Frauen hatte er noch nie auf einem so kleinen Flecken Erde beisammen gesehen und mit Vergnügen machte er von den Diensten eines Legationsrates der deutschen Gesandtschaft Gebrauch,

der mit seiner Familie der heißen Bundeshauptstadt entflohen war und nun schon seit Wochen zu der Creme der Badegesellschaft gehörte. Der deutsche Beamte fand eine besondere Genugthuung darin, seinen republikanischen Freunden und Bekannten einmal mit einem deutschen Prinzen aufwarten zu können, und der Pseudo-Prinz stürzte sich kopfüber in den Strudel des amerikanischen gesellschaftlichen Lebens, das ihm viele unangeahnte interessante Züge und Besonderheiten enthüllte.

Zuerst machte Oswald Kern die überraschende Entdeckung, daß das junge Mädchen in der amerikanischen Gesellschaft tonangebend ist und daß die Frauen überhaupt sich viel bedeutender ausnahmen und eine universalere Bildung besaßen als die Männer. Die letzteren mit ihren gelangweilten Gesichtern, ihrem ungelenken Wesen und ihrer monotonen Unterhaltung, die nichts als „Business“ und Sport zu kennen schienen, widerten ihn an, während ihn die jungen Amerikanerinnen mit ihrem lebhaften Geist und ihrer eigenartigen, zarten Schönheit enthusiasmierten.

Der Typus der jungen New Yorkerin erschien

ihm als ein nie gesehenes Wunder, das geeignet war, auch einen so verhältnismäßig vernünftigen Menschen wie ihn in einen Taumel des Entzückens zu versetzen. Bewundernswert fand er die Sicherheit und Selbständigkeit, mit der sich die jungen Mädchen bewegten, und den ungezwungenen, fast kameradschaftlichen Ton, den sie im Verkehr mit den jungen Herren ihrer Bekanntschaft anschlugen. Auch ihm gegenüber verleugneten sie jene selbstbewußte, sichere Haltung nicht, mit welcher die junge Amerikanerin ihre natürliche und soziale Überlegenbeit allen Männern gegenüber zum Ausdruck zu bringen gewöhnt ist, denn daß sie — die Frau — ein viel bevorzugteres, vollkommeneres Wesen ist als der Mann, von dieser Anschauung ist die Amerikanerin von frühester Kindheit ganz und gar durchdrungen.

Freilich, im geheimen setzte der deutsche Prinz die Phantasie der New Yorker Schönheiten in lebhafteste Bewegung, denn die europäische Aristokratie und alles, was mit ihr in Zusammenhang steht, hat von jeher auf die Töchter der Republik eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt und es gehört zu

den süßesten und stolzesten Träumen der reichen jungen Amerikanerin, sich als Gattin eines vornehmen englischen Lords oder eines ahnenstolzen deutschen Grafen zu sehen. Hier war es nun gar ein Prinz, der Sproß eines souveränen deutschen Fürstenhauses, der sich ihnen als Objekt ehrgeiziger Eroberungsgelüste darbot.

Oswald Kern lebte in einem ununterbrochenen Hochgefühl; es hätte wohl auch für jeden andern jungen Mann einen unwiderstehlichen Reiz gehabt, sich als Zielpunkt strahlender Mädchenblicke und in jenes unbeschreiblich süße, reizvolle Spiel verstrickt zu sehen, das man mit dem unübersetzbaren Kollektivwort „Flirt“ bezeichnet und in dem die jungen Amerikanerinnen unvergleichliche Meisterinnen sind.

Freilich, sehr bald mußte die Mehrzahl der eroberungslüsternen Ladies erkennen, daß ihrer Liebe Müh' umsonst war und daß die Pfeile aus ihren Augen von dem deutschen Fürstensohn abprallten wie weiland der Trojaner Wurfgeschosse von dem unüberwindlichen Achilles. Die Schuld daran war aber nicht die Unverwundbarkeit des deutschen

Männerherzens, sondern der Umstand, daß Oswald Kern bereits in der ersten Woche seines Aufenthaltes in Saratoga sich so vollständig an zwei bestrickenden Mädchenaugen berauscht hatte, daß sein Herz für alle andern weiblichen Schönheiten völlig unempfindlich geworden war.

Wohl zehnmal des Tages schwur sich Oswald Kern insgeheim, daß sein künstlerisch geschultes Auge nie etwas Holderes, Lieblicheres, Hehreres gesehen, als Miß Milli Cunningham es war. Ihr zart und fein modelliertes Gesicht war von einem Ausdruck beseelt, wie ihn der junge Maler nie bei einem deutschen Mädchen beobachtet; ihr Teint war blaß, aber von jener gesunden Blässe, die bei der geringsten Erregung des Gemütes in ein strahlendes Rosa übergeht. Ihre glänzenden, schwarzen Augen blickten unter langen dunklen Wimpern hervor, und ebenso wie ihr unvergleichlich zart-schönes Antlitz stellte auch ihre schlanke, feine, biegsame Figur den Typus amerikanischer Mädchenschönheit in ihrer Vollendung dar.

Echt amerikanisch war auch ihr lebensprühendes

Wesen, ihr sicheres, selbstbewußtes und zugleich anmutvolles Gebaren und ihr lebhafter Geist, der an allem Anteil nahm und sich für alle Fragen der Zeit interessierte.

Oswald Kern meinte, daß ihre Nähe ein elektrisierendes Fluidum ausströme, das anregend und belebend auf ihn wirkte, seine Nerven in beständiger Schwingung erhielt und alle geistigen Kräfte in ihm wachrüttelte. Man konnte mit ihr plaudern und debattieren wie mit einem Manne über die verschiedenartigsten Dinge, über Mode und Politik, über Wissenschaft und Tagesklatsch, über Kunst und gesellschaftliches Leben. Sie hatte eine amerikanische Hochschule besucht, in der Jünglinge und junge Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet wurden, hatte Lateinisch und Griechisch studiert und Homer und Cicero in der Ursprache gelesen. Sie äußerte Ansichten, die des Malers Staunen und Bewunderung erregten, und berührte in ihren Gesprächen Gegenstände, die in Europa ein junges Mädchen, selbst wenn es etwas davon verstanden, nie in der Gegenwart eines jungen Mannes zu besprechen gewagt

hätte. Dabei verließ sie nie einen Augenblick ihre Sicherheit, die der Amerikanerin natürliche Überlegenheit und sie war es, nicht er, die den Ton angab und das Gespräch leitete.

Oswald Kern war bald Miß Millis erklärter Courmacher — ihr Beau, wie die Amerikaner sagen. Auf den Réunions tanzte er vorzugsweise mit ihr und auf den Picknicks machte er ihren Ritter. Sie ruderten stundenlang auf kleinem Boote zu zweien auf der See herum, wobei die schöne Amerikanerin nicht weniger Kraft und Ausdauer entwickelte wie er.

Auch zu Lande, im kleinen zweisitzigen Einspänner, den Miß Millis kleine, couragierte Hand kutschierte, machten sie Ausflüge, die sich zuweilen über den ganzen Tag erstreckten. Oswald Kern fuhr des Morgens bei Miß Milli vor und sie verlebten den ganzen Tag im Freien, irgendwo in der ländlichen Umgegend ihre Mahlzeiten nehmend.

Ein so häufiges, längeres Beisammensein zu zweien hätte überall anderswo zu Vertraulichkeiten führen müssen, nicht so hier. Miß Milli wußte ihren Verehrer auch während dieser längeren Ausflüge, die

nach amerikanischer Sitte nichts Anstößiges hatten, in den gebührenden Schranken zu halten. Nur einmal, als sie nach stundenlangem Umherstreifen in der Nähe einer Farm Halt machten und er ihr aus dem Wagen heraushalf, ließ er sich von seinen Gefühlen hinreißen, ihre Rechte an seine Lippen ziehen zu wollen. Aber sie kam ihm zuvor und entzog ihm ihre Hand, während sie sagte: „Das ist bei uns nicht Sitte, dazu haben wir Amerikanerinnen den Mund.“

Und als er sich anschickte, ihre Bemerkung in dem von ihm gewünschten Sinne zu deuten, scheuchte sie ihn mit einem so hoheitsvollen, strengen Blick zurück, daß er beschämt die Augen vor ihr senkte.

„Wir in Amerika,“ sagte sie sodann ruhig und vollkommen unbefangen, als wäre nichts geschehen und als handle es sich um das unbedenklichste Thema, „wir küssen überhaupt nicht soviel als es in Europa Sitte ist. Wir küssen nur die Eltern und den Gatten natürlich, Geschwister unter sich küssen sich nie. Nicht einmal zwischen Sohn und Vater ist diese Zärtlichkeit gebräuchlich, man begnügt sich mit dem Händeschütteln, das, wie Sie wissen, bei uns um so mehr

im Schwange ist. Ein Kuß zwischen Männern, wie ich's in Frankreich und Deutschland oft gesehen, würde hier für eine Lächerlichkeit gelten."

Als sie am Abend den Heimweg antraten, war der Maler still und in sich gekehrt, die Eigentümlichkeit der Situation bedrückte ihn. Das lieblichste, bezaubernste Wesen, das seine Augen je geschaut, saß neben ihm; in seiner Brust siedete stürmische Bewunderung und es kostete ihm die furchtbarste Anstrengung, sich zurückzuhalten, ihr nicht mit leidenschaftlichen Worten zu gestehen, was in ihm vorging, sie nicht an sein hochklopfendes Herz zu ziehen. Die Scenerie: Die einsame Waldgegend, der Anblick der untergehenden Sonne, die feierliche Abendstille ringsum mußte jedes empfindende Gemüt weich, jedes fühlende Herz zärtlich stimmen; sie aber verharrte in ihrer stolzen Unnahbarkeit, in ihrer kühlen Unempfindlichkeit, ein leichtes Lächeln, das ihn zu verspotten schien, auf den Lippen. Bittere Gedanken stiegen in ihm auf und als sie sich nun mit der Frage an ihn wandte: „Warum so still, mein Prinz?" da antwortete er mit einem stillen Vorwurf in seiner

Miene und mit einem herausfordernden Blick in ihre strahlenden dunklen Augen: „Ich dachte eben an den frappanten Unterschied zwischen dem amerikanischen und dem deutschen jungen Mädchen.“

Sie lächelte. „Ist ein nennenswerter Unterschied wirklich vorhanden?“

„Die Amerikanerin,“ begann der Maler und wandte den Blick von dem lieblichen Gesicht seiner Begleiterin, dessen Anblick ihn zu verwirren begann, „die Amerikanerin ist in allem, was den Verstand betrifft, der Europäerin, insbesondere der Deutschen, entschieden überlegen. Sie ist im Durchschnitt klüger, selbständiger und lebenserfahrener, als die Deutsche. Aber —“ er sagte es mit scharfer Betonung und mit unverhüllter Genugthuung — „in einer Hinsicht steht das amerikanische junge Mädchen dem deutschen bei weitem nach.“

„So?“ Ein ironisches Zucken umspielte den kleinen, feingezeichneten Mund. „Da bin ich wirklich begierig.“

„Die Deutsche empfindet weit tiefer als die Amerikanerin. Die Gemütsseite ist bei der letzteren

viel weniger entwickelt als bei meinen Landsmänninnen. Ja, ich weiß nicht, ob man der Amerikanerin überhaupt so etwas wie ein Gemüt und ein Herz zuerkennen kann."

Das Blut war ihm vor Eifer und Erregung in die Wangen getreten und der hastigen, nervösen Bewegung, mit der er jetzt seinen Hut abnahm und sich über die Stirn strich, war anzumerken, wie sehr ihn der Gegenstand innerlich in Anspruch nahm.

Miß Milli Cunningham, welche wie gewöhnlich kutschierte, schüttelte die Leinen, um die Mosquitos, die dem Pferde arg zusetzten, zu verjagen. Dann sagte sie und ein schalkhaftes Lächeln störte für einen Moment die reinen Linien ihrer Züge: „Sprechen Sie aus eigener Erfahrung heraus, mein Prinz?"

„Allerdings!" erklärte er mit einer gewissen krampfhaften Entschiedenheit, und nachdem er ein paar tiefe, schwere Atemzüge gethan, stieß er entschlossen das, was ihm das Herz bedrückte, heraus: „Geht es Ihnen denn gar nicht ein bißchen nahe, Miß Cunningham, daß es nun in wenigen Tagen geschieden sein muß? Es ist heute das letzte Mal, daß

wir einander sehen und sprechen. Morgen kehren Sie nach New York zurück und ich muß mit meinem Begleiter meine längst projektierte Reise nach Südamerika antreten.“ Sein Ton wurde weich und seine Stimme vibrierte leicht, als er nach einem unwillkürlichen Seufzer fortfuhr: „Seit vier Wochen gab es keinen Tag, Miß Milli, an dem wir nicht ein paar Stunden gemeinsam verlebt in ländlicher Ungezwungenheit, die einen schneller einander nähert als das steifere, einander mehr abschließende Stadtleben. — Eine schöne, unvergeßliche Zeit,“ schloß er im Flüsterton, als spräche er nur zu sich selbst und ließ seine Augen träumerisch über die von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten Landschaft hinschweifen. Plötzlich gab er sich einen Ruck. „Ein deutsches Mädchen würde Sie zu beneiden haben, Miß Cunningham, um Ihre unerschütterliche Ruhe, um Ihre — Ihre innerliche Unberührtheit.“ Scharf, bitter, vorwurfsvoll kam es von seinen Lippen. Sie beugte sich vor und setzte das Pferd in eine lebhaftere Gangart, indem sie leicht mit der Peitsche den schlanken Hals des Tieres berührte.

„Besitzen denn die deutschen Mädchen so wenig Selbstbeherrschung?“ fragte sie statt einer Antwort, indem sie ihr Gesicht von ihm abwandte.

„Miß Milli!“ schrie er auf und faßte so heftig nach ihrer Hand, daß es einen starken Ruck am Leitseil gab und daß das Pferd, in plötzlichen Galopp verfallend, einen Sprung nach der Seite machte. Sie griff rasch auch mit der anderen Hand, die die Peitsche hielt, in die Zügel und mäßigte das Tempo des Pferdes ebenso kraftvoll und unerschrocken wie geschickt.

„Hoho, Sir,“ sagte sie dabei, „nehmen Sie sich in acht! Ich denke nicht romantisch genug, um ein Umwerfen mit dem Wagen als ein wünschenswertes Intermezzo unserer Mondscheinfahrt zu betrachten.“

„O, Sie sind hart, grausam, unempfindlich, Miß Cunningham,“ gab er, verletzt von ihrem spöttischen Ton, zurück.

„Ich bin nur nicht sentimental,“ verteidigte sie sich. Und ernst fuhr sie fort: „Wenn ich eins der gefühlvollen deutschen jungen Mädchen wäre, von denen Sie vorhin andeuteten, daß sie ihre Empfin-

dungen so wenig zu bemeistern verstehen, so würde ich vielleicht mit einer halb empfindsamen, halb koketten Schmollmiene sagen: ‚Ich glaube Ihnen nicht, wenn Sie ein so melancholisches Gesicht zeigen und elegisch beklagen, daß unser angenehmer, freundschaftlicher Verkehr nun ein Ende erleidet. Warum ändern Sie Ihre Dispositionen nicht? Was hindert Sie, anstatt die halb civilisierten Raubstaaten des Südens zu bereisen, nach New York zu gehen, wo Sie ein interessantes, abwechselungsreiches Großstadtleben und außerdem in einem der stattlichsten Häuser der Madison Avenue die Ihnen nicht ganz unbekannte Miß Milli Cunningham finden?‘“

Dem Maler sprühte heiße Erregung aus den blitzenden Augen und ein Freudenruf trat ihm auf die Lippen: „O, Miß Milli, Sie sind ein En —“

Aber sie schnitt ihm das Wort im Munde ab. „So würde ich reden,“ unterbrach sie ihn, „wenn ich eine Deutsche wäre. Da ich aber eine — wie sagten Sie doch, Sir? — eine kluge, selbstbewußte, lebenserfahrene Amerikanerin bin, so rufe ich Ihnen zu: Reisen Sie mit Gott! Und wenn Sie nach

einem halben Jahre in Ihr Vaterland zurückgekehrt sein und wahrscheinlich bald darauf mit einer ebenbürtigen, stolzen Fürstentochter vor den Altar treten werden, dann werden Sie die simple Republikanerin längst vergessen haben und sich höchstens noch mit einem geringschätzigen Lächeln an die amerikanische Episode erinnern."

„Nie, nie werde ich Sie vergessen, Miß Milli," rief der Maler stürmisch, von seiner durch das Hin- und Herreden noch mehr aufgestachelten Leidenschaft hingerissen, „nie, denn in meinen Augen sind Sie das schönste, das bezauberndste, das begehrenswerteste Geschöpf der Welt. Ich bete Sie an, Miß Milli, ich lie —"

Der weiteren über sie mit elementarer Kraft dahinbrausenden Liebeserklärung, der sie auf einer anderen Weise wohl kaum hätte Einhalt gebieten können, entzog sich die unerschrockene, kaltblütige Amerikanerin durch ein ebenso drastisches wie gewaltsames Mittel. Sie hieb rücksichtslos auf ihr Pferd ein, das aus dem Stalle ihres Vaters, des Millionärs und Minenbesitzers Mr. Cunningham, stammte.

Das edle, leicht erregbare Vollblut stürmte in pfeilschnellem Lauf dahin, so daß der verliebte Maler auf dem holprigen Wege hin- und hergerüttelt wurde und mehr als einmal unfreiwillige Sätze in die Höhe machte, wodurch sich die Fortsetzung der feurigen Liebeserklärung natürlich von selbst verbot. Die Situation war plötzlich vom Poetischen ins Komische umgeschlagen, und die Liebesglut Oswald Kerns wandelte sich in stillen Ärger und peinliche Beschämung. Er biß sich die Lippen wund und erfüllte seine Brust mit Groll und Zorn. Sie spottete seiner, ja, sie besaß weder Herz noch Gemüt, und Schwäche war es, ein so unempfindliches Geschöpf wie Miß Milli zu lieben. Für den Rest der Fahrt hüllte sich der Beleidigte in tiefes Schweigen, das er auch, als die Amerikanerin das Tempo wieder mäßigte, nicht unterbrach.

Dennoch war er am anderen Morgen pünktlich an der Landungsstelle des Dampfers, der Miß Milli und ihre Eltern nach New York zurückbringen sollte. Miß Milli strahlte im Glanze ihrer eigenartigen Schönheit und war von der bezauberndsten Liebens-

würdigkeit gegen den verliebten Maler. Sie überließ ihre Freundinnen, die zur Verabschiedung erschienen waren, der Gesellschaft ihrer Eltern und promenierte mit dem Pseudo-Prinzen auf dem Deck auf und ab.

Als das Abfahrtssignal ertönte, reichte sie ihm zum letzten Mal die Hand mit einem Druck, dessen Reflex er im Innersten seines Herzens verspürte. Ihre Augen schwammen im feuchten Glanz und mit einer ungewöhnlich weichen Stimme sagte sie: „Good bye, my dear prince, don't forget me, don't forget the poor Milli Cunningham!"

Dann war ihm, während er rasch an das Ufer zurückkehrte, als führe sie mit ihrem Taschentuch über die Augen — es konnte aber auch ein Irrtum, ein Trugbild sein, das ihm seine erregten Sinne vorspiegelten. Jedenfalls winkte sie ihm, solange das Schiff in Sicht war, unaufhörlich mit dem im Winde flatternden Tuche zärtliche Abschiedsgrüße zu.

Drei Tage später brach der Pseudo-Prinz mit seinem Begleiter, anstatt nach dem Süden, nach

New York auf. Vorher gab es einen harten Streit mit dem heftig protestierenden Kammerherrn. Vergebens war all sein Drohen und Flehen.

„Reisen Sie, wohin Sie wollen," erklärte Oswald Kern mit der Hartnäckigkeit des rettungslos Verliebten, „ich gehe nach New York. Übrigens —" er fügte zu dem Schaden auch noch den Spott — „übrigens Ihr Betragen ist ganz inkommentmäßig, wollte sagen: etikettewidrig, Herr Kammerherr. Erinnern Sie sich gefälligst Ihrer Stellung! Ich habe zu befehlen, Sie zu gehorchen."

„Aber was in aller Welt soll ich an das Hofmarschallamt berichten?" äußerte der verzweifelte Kammerherr, ohne von dem Hohn in des Malers Worten Notiz zu nehmen. „Die Reiseroute ist uns streng vorgeschrieben."

„Schreiben Sie, was Sie wollen — meinetwegen, daß da unten wieder einmal ein Bürgerkrieg ausgebrochen sei und daß wir befürchten, man würde mich, erführe man von der Anwesenheit eines deutschen Prinzen, meuchlings auf den Thron setzen."

Am folgenden Tage betrat der Maler den

Palast Mister Cunninghams in der Madison Avenue. „Miß Cunningham zu Hause?“ erkundigte sich der Verliebte mit bangem Herzklopfen bei dem ihm öffnenden Mädchen.

„Wen habe ich die Ehre zu melden?“ fragte die Zofe, die den Pseudo-Prinzen nicht kannte.

„Sagen Sie nur, ein alter Bekannter wäre da.“ Er strich, statt eines Trinkgeldes, das in Amerika nicht üblich, dem hübschen Kinde schmeichelnd die errötende Wange.

Er wurde in den Parlor geführt. Als Miß Milli ihren getreuen Ritter und Verehrer erblickte, den sie doch weit weg unten im Süden wähnen mußte (oder hatte sie das, was kommen würde, vorausgeahnt?), ging ein freudiges Leuchten über ihr Gesicht und ein stiller Triumph sprühte aus ihren blitzenden Augen.

„Da bin ich, Miß Milli,“ rief der Maler und stürzte ihr mit flammendem Antlitz entgegen. „Seien Sie mir nicht böse. Ich konnte nicht anders. Und jetzt, Miß Milli, jetzt werden Sie mich nicht hindern, wie damals, Ihnen zu sagen, daß ich

Sie verehre, daß ich Sie anbete, daß ich Sie liebe mit aller Glut meiner Seele. Alle Throne, alle Herrlichkeiten der Welt sind mir nichts im Vergleich zu Ihnen."

Glühend vor Leidenschaftlichkeit warf er sich vor ihr auf die Knie nieder. Die Amerikanerin aber verlor auch nicht einen Augenblick ihre ruhige, sichere Haltung. Graziös und anmutig wie immer trat sie dicht an ihn heran, beugte sich zu ihm hinab, schlang ohne eine Spur von Befangenheit und Prüderie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund, einmal, zweimal, dreimal.

X.

Prinz Egbert hatte sich an demselben Vormittag, als sein Besuch im Hause des Professors einen so unerwarteten Ausgang genommen, zu einem wenn auch unangenehmen, so doch schnell helfenden Mittel entschließen müssen, um seiner finanziellen Not ein Ende zu machen. Er trug einen wertvollen Brillantring, den er in seinem Koffer aufbewahrt hatte, da er sich als einfacher Schriftsteller nicht damit hatte schmücken mögen, ins Leihhaus, wo man ihm bereitwillig ein paar Hundert Mark darauf lieh. Dann machte er sich mit neuem Eifer an seine Arbeit, die er in wenigen Tagen vollendete. Die Novelette aus dem Hofleben hatte einen überraschenden Erfolg. Schon acht Tage später erhielt er von der Redaktion den Bescheid, daß man seine Arbeit mit Vergnügen acceptiere. Zugleich zahlte man ihm ein

verhältnismäßig hohes Honorar und ersuchte ihn um weitere Beiträge.

Prinz Egbert hatte nun das Feld gefunden, das er nur zu bebauen brauchte, um Erfolg, materiellen und litterarischen, zu ernten. Er schrieb eine ganze Anzahl Feuilletons und Erzählungen aus dem Hofleben, die überall, wo er sie einreichte, mit Freuden angenommen wurden. Noch nie hatte man so interessante und realistische Schilderungen jener Kreise zu Gesicht bekommen, denen man, eben weil sie dem Auge des großen Publikums in unerreichbare Ferne entrückt waren, ein um so größeres Interesse entgegenbrachte.

Neben der stolzen Genugthuung, die dem Prinzen seine überraschenden litterarischen Erfolge bereiteten, verlieh das Glück der jungen Liebe seinen Tagen einen verklärenden, rosigen Schimmer. Es verging kein Tag, an welchem er die Geliebte nicht gesehen und gesprochen. Bei schönem Wetter machten sie gemeinsame Spaziergänge in den stillsten, entlegensten Alleen des Tiergartens und die Blicke und Worte, die sie tauschten, waren alle erfüllt von dem,

was die hochklopfenden, schwärmerischen Herzen bewegte. War das Wetter jedoch ungünstig, so sahen sie sich in dem „Salon" der lieben Frau Gutzeit, die von Else ins Vertrauen gezogen worden und die sich nun sehr wichtig vorkam in ihrer neuen Eigenschaft als Beschützerin des jungen Liebespaares.

„Ich habe es immer geahnt, ich sah es kommen," erklärte sie mit einer fast mütterlichen Würde, die die hübsche, kleine Frau ganz eigen kleidete, „Ihr paßt aber auch zu einander, mindestens so gut wie ich und mein Eugen. Ihr werdet mal das glücklichste Paar der Welt abgeben."

Else Grothuß pflegte bei solchen Prophezeiungen heftig zu erröten und das erglühende Gesicht verlegen an der Schulter des Geliebten zu verstecken. Prinz Egbert aber empfand jedesmal einen leisen, schmerzenden Stich. Ein lähmendes, beklemmendes Unbehagen senkte sich auf seine Brust und sein Gewissen machte ihm still nagende Vorwürfe.

Machte er sich nicht einer Täuschung, eines Betruges schuldig? War es nicht seine Pflicht, die Ahnungslose über seine Persönlichkeit, über die

Schwierigkeiten, welche sich ihrer dauernden Verbindung entgegentürmten, aufzuklären? Aber wie würde es die Arglose, mit kindlichem, gläubigem Vertrauen an ihm Hängende ertragen? Und wie sollte er ihr es sagen, und welche Konsequenzen würden sich für sie und für ihn aus seiner Erklärung ergeben?

Darüber mußte er — so beschwichtigte der Prinz seine zeitweiligen Gewissensregungen — erst mit sich selbst gründlich zu Rate gehen, bevor er vor Else und ihrem Vater die Wahrheit bekannte. Aber er verschob diese Beratung mit sich selbst von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, die Augen geflissentlich vor dem Ernst der Zukunft verschließend und sich in dem Glück der Gegenwart berauschend.

Zu statten kam ihm hierbei die Spannung, die von seinem verunglückten Darlehnsversuch her noch immer zwischen dem Professor und ihm bestand und die durch einen neuen Ausbruch der dem Professor eigenen Schroffheit und Derbheit eine erhebliche Verschärfung erfahren. Prinz Egbert hatte sich unmittelbar nach der Liebesscene bei dem Professor

melden lassen, um ihm, wenn auch nicht ein offenes Bekenntnis, so doch hinsichtlich dessen, was sich zwischen ihm und Else zugetragen, ein ehrliches Geständnis abzulegen. Es war im ersten Drange seines stürmischen Glücksgefühls, ohne daß er sich selbst im mindesten darüber klar gewesen, was nach seiner Erklärung weiter geschehen sollte. Aber es war gar nicht bis zu der beabsichtigten Beichte gekommen. Professor Grothuß hatte, als ihm von Marie der Besuch des jungen Mannes angekündigt wurde, sich mit einer komisch zornigen Pantomime die Taschen zugehalten und der erschreckenden Ostpreußin heftig zugerufen: „Daß Sie mir den Menschen nicht hereinlassen! Beabsichtigt doch nur ein neues Attentat auf meine Börse. Soll wiederkommen, wenn er ein anderer Mensch geworden. Für Pumpiers und Suitiers bin ich nicht zu sprechen."

Diese Voreingenommenheit des Vaters gegen den Mann ihrer Liebe und die durch dieselbe vorläufig noch bedingte Geheimhaltung ihrer Beziehungen zu Paul Reimann, war der einzige Wermutstropfen im Becher der reinen Freude, die Elsen ihr junges

Liebesglück bereitete. Aber mit dem Optimismus der Jugend tröstete sie sich: es lag doch auch etwas Reizvolles und etwas Romantisches in diesem Heimlichthun, in den verstohlen abgehaltenen Rendezvous und in dem Versteckenspiele, zu dem sie sich ihrem Vater gegenüber gezwungen sah. Die Not weckte die List und Schlauheit in ihr, die die Natur allen Evatöchtern mitgegeben, und geschickt wußte sie ihrem Vater alle Blätter und Zeitungen, die Beiträge des Geliebten enthielten, in die Hände zu spielen. Wenn dann der Arglose die eine oder andere der mit „Paul Reimann“ gezeichneten Erzählungen oder Feuilletons las und hie und da ein lobendes: „Nicht übel“ oder ein erstauntes: „Schon wieder!“ hören ließ, so klopfte ihr Herz vor freudiger Genugthuung hoch auf.

So vergingen Wochen und Monate. Die tägliche Gewohnheit, sich zu sehen, die glücklichen Stunden, die sie miteinander verlebten, die unzähligen kleinen Beweise der Liebe, die sie in mannigfaltigem Wechsel einander gaben, ketteten ihre Herzen fester und fester aneinander. Mit geheimem Schaudern sah Prinz Egbert den Zeitpunkt immer näher rücken, wo der

schöne Traum schlichten, reinen Liebesglücks ein Ende nehmen, wo der kalte, unerbittliche Zwang ihn wieder in Regionen führen würde, da Uneigennützigkeit und selbstlose Liebe so selten gediehen.

Die kältere Jahreszeit kam heran, die Kunst- und Ballsaison. Else besuchte mit ihrem Vater fleißig Konzerte und Theater, und Professor Grothuß war außerordentlich erstaunt, überall dem „Pumpier und Suitier“ zu begegnen.

„Er scheint endlich in sich gegangen zu sein,“ äußerte er mit unverkennbarer Zufriedenheit zu Else. „Wenn junge Leute so solide Vergnügungen noch dazu so fleißig besuchen, so ist das immer ein gutes Zeichen.“

Frohen Herzens machte Else ihren Plan, den Geliebten mit dem Vater vollständig auszusöhnen und dann — dann, so meinte sie, stand ihrem vollen Glücke nichts mehr im Wege.

Eine der größten, besuchtesten Berliner Ballfestlichkeiten, der vom Verein Berliner Presse alljährlich veranstaltete sogenannte „Presseball“, stand in naher Aussicht und alles, was sich zur Kunst- und littera-

rischen Welt der deutschen Reichshauptstadt rechnete, rüstete sich zur Teilnahme an dem eigenartigen, glänzenden Feste. Auch Else Grothuß drang so lange in ihren Vater, bis er ihr nachgab und sich seufzend entschloß, Frack und Cylinder, die einen langen Schlaf im Kleiderschrank gethan, hervorzusuchen und den „Rummel“ mitzumachen. In freudig gehobener, erwartungsvoller Stimmung, mit frohen Augen rechts und links blickend, schritt Else am Arm ihres Vaters durch das Gewühl des Riesensaales, während der Professor in nichts weniger als angenehmer Stimmung in sich hineinbrummte und schließlich Elsen erklärte, daß ihm der Firlefanz Schwindel verursache und daß man sich nach einem stillen Plätzchen umsehen wolle. Else, die ein starkes Interesse hatte, den Vater guter Laune zu sehen, willigte sogleich bereitwillig ein und in einem der kleinen Nebensäle fand man an einem gedeckten Tisch einen wenn auch nicht stillen, so doch behaglichen Platz.

Aufatmend bestellte der Maler Essen und Trinken und als erst der herrliche Liebfrauenmilch im Römer goldig blinkte, erheiterte sich sein Gesicht. Im Gegen-

satz dazu wurde Else immer unruhiger und nervöser und ungeduldig rückte sie auf ihrem Stuhl hin und her. Und als nun gar die lockenden Klänge der Ballmusik ertönten und tanzlustige Paare mit glänzenden Blicken und geröteten Wangen an ihnen vorbei zum Tanzsaal drängten, bemächtigte sich ihrer eine so auffallende Zerstreutheit und Unruhe, daß es selbst dem behaglich pokulierenden Maler auffiel.

„Was hast Du denn, Else?" fragte er besorgt. „Ist Dir nicht gut? Es ist schmählich heiß hier. Wenn ich die Flasche aushabe, gehen wir — nicht?"

Else ließ mit einer heftigen Bewegung den Fächer, mit dem sie sich Kühlung zugeweht, zusammenklappen. „Aber wir sind ja kaum erst gekommen, Papa? Der Ball nimmt doch eben erst seinen Anfang. — Wo er nur bleibt?" fragte sie sich im stillen und ließ ihre Blicke forschend nach dem Eingang zum Saale hinschweifen. Aber kein Paul Reimann erschien. Und es wäre doch so schön, so himmlisch schön gewesen, sich mit ihm im Tanz zu wiegen. Es war ein gar zu lockender, bestrickender Straußscher Walzer, den die Kapelle soeben intoniert hatte und unwillkürlich,

ohne daß sie sich dessen bewußt war, bewegten sich Schultern und Füße leise im Takt der Musik.

„Aha!“ Der Professor heftete einen mitleidigen, verständnisvollen Blick auf seine Tochter. „Ja, ja, verstehe jetzt, möchtest ein Tänzchen machen — natürlich, deshalb bist Du ja hergekommen.“ Er kraute sich ratlos hinter dem Ohr. „Herrgott, was machen wir denn da? Glaub' nicht, daß ich's noch fertig bringe — 's ist schon gar zu lange her, daß ich das Tanzbein geschwungen. Hab' überhaupt nie viel von dem verrückten Herumspringen gehalten.“

Das Gewissen fing dem gutmütigen Alten an zu schlagen. Er ließ sich's hier wohl sein bei einem guten Tropfen, und sein Elschen, sein Goldtöchterchen, darbte. Ja, ja, nun rächte sich's, daß man keinen Verkehr unterhielt und einsiedlerisch für sich lebte und jeden jungen Mann, der sich einmal ins Haus wagte, hinausgraulte, ohne der Pflichten zu gedenken, die einem doch als Vater eines lebensfrohen, nach den Freuden der Jugend verlangenden jungen Mädchens oblagen.

Verdrießlich, mit gerunzelten Brauen sah er sich

rings im Kreise um, während Else betrübt in ihren Schoß blickte. Da waren junge Herren in Hülle und Fülle, die an den Nebentischen fröhlich zechend oder müßig herumstanden, sich kritische Bemerkungen zuflüsternd. Aber man konnte sich doch nicht an den ersten besten Unbekannten wenden: „Hören Sie, tanzen Sie mal mit meiner Tochter!“

Da strahlte plötzlich sein Gesicht auf und lebhaft erhob er sich. War das nicht Reimann, der junge Schriftsteller, der da eben vom Ballsaal her eintrat? Er erhob seinen Arm und machte ungestüme Bewegungen nach dem langsam Näherkommenden hin, so daß Else neugierig ihr Gesicht erhob.

„Was hast Du denn, Papa?“

„Was ich habe?“ Der Professor schmunzelte zufrieden. „Einen Tänzer habe ich für Dich! Da sieh mal! Kennst Du den noch?“

Else errötete übers ganze Gesicht — sie wußte nicht, war es vor Freude oder vor Verlegenheit. „Aber Papa,“ stammelte sie erschrocken, „ich bitte Dich, Du kannst doch unmöglich —“

„Was kann ich nicht?“ gab der Alte zurück,

ohne sich in seinen Bemühungen, des jungen Mannes Aufmerksamkeit zu erregen, im geringsten beirren zu lassen. „Natürlich kann ich. An mir ist's, den ersten Schritt zu thun. Ich habe ihn ja beleidigt, ich!"

Endlich wurde auch Prinz Egbert auf Vater und Tochter aufmerksam. Er war nicht wenig erstaunt über das ihn so liebenswürdig begrüßende Lächeln, das ihm vom Gesicht des Professors entgegenstrahlte, und über die sich ihm freundlich entgegenstreckende Hand. Ein Wunder, dachte er, das Elschens unwiderstehliches Bitten endlich zustande zu bringen gelungen. Angenehm überrascht trat er an den Tisch. Der Professor erfaßte sogleich mit einem fast heftigen Griff des Prinzen Hand und hielt sie in der seinen fest, als fürchtete er, der junge Mann könne ihm wieder entwischen.

„Freue mich, mein lieber Herr Reimann," sagte er mit ostentativer Freundlichkeit, „freue mich, Ihnen hier zu begegnen. Interessant hier, wie? Für Ihren Geschmack wohl 'n bißchen zu solide, was?" fügte er, einer satirischen Anwandlung nicht widerstehend, hinzu.

„Aber ich bitte, Herr Professor," versetzte der Prinz und tauschte mit Else einen innigen Blick.

„Sagen Sie mal, warum schwingen Sie nicht das Tanzbein?" lenkte der Professor rasch auf das Thema über, das ihm im Augenblick am meisten am Herzen lag — „ein junger Mann wie Sie! Da waren wir zu unserer Zeit doch andere Kerle, wir kannten keine Müdigkeit, sobald man zum Tanz aufspielte."

„Wir von heute auch nicht, Herr Professor," fiel der Prinz lächelnd ein. „Wenn Sie mir gestatten, gebe ich Ihnen sogleich den Beweis mit Fräulein Elses gütiger Unterstützung."

„Aber natürlich," entgegnete der Professor rasch und gab die Hand des jungen Mannes frei — „Else brennt ja förmlich darauf. Was glauben Sie wohl?"

„Aber Papa!"

„Na — zier' Dich nur nicht! Zum Tanzen bist Du ja hier — selbstverständlich!" Er zwinkerte dem Prinzen zu, für den es dieser pantomimischen Ermunterung nicht bedurft hätte.

Auch Else hatte sich bereits auf die einladende Verbeugung des Prinzen erhoben und so

schritten sie beide, Arm in Arm, dem Tanzsaal zu. Es waren ein paar wonnevolle Minuten für die beiden Verliebten, als sie, einander in den Arm haltend, in den Rhythmen des Tanzes durch den Saal schwebten.

Als sie zurückkehrten, beide mit fliegendem Atem, mit hochgeröteten Wangen und leuchtenden Augen, nickte ihnen der Professor schmunzelnd zu. Auf dem Tisch stand eine neue Flasche und ein drittes Glas. „Na, lieber Reimann,“ lud der Maler mit seiner freundlichsten Miene ein, „nun setzen Sie sich mal 'n bißchen zu uns! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, wie?“

Er lachte und schenkte alle drei Gläser voll. Dann hob er das seine und es an des Prinzen Glas anstoßend, sagte er: „Kommen Sie: vertragen wir uns wieder! Bin wohl damals 'n bißchen sehr — sehr deutlich gewesen, wie? Na, waren aber auch ein kolossal leichtsinniger Finke. Freue mich, daß Sie jetzt in bessere Bahnen eingelenkt zu sein scheinen.“

Der Prinz stieß an und trank, erklärte aber dann, mit Freude die Gelegenheit, sich vor Else und ihrem

Vater rechtfertigen zu können, ergreifend: „Ich war auch damals nicht der, für den der Herr Professor mich hielten.“

„Wie — was?“ Der Professor runzelte die Stirn und schlug sogleich wieder in seinen sarkastisch spottenden Ton um: „Da soll ich Sie am Ende noch um Entschuldigung bitten? Vielleicht habe ich mir nur eingebildet, daß Sie ein Attentat auf meine Börse beabsichtigten?“

„Ich befand mich in wirklicher Bedrängnis.“

„Bezweifle ich nicht, durchaus nicht, aber Sie Luftikus, was hatte Sie denn in die Patsche gebracht, wenn nicht Ihr Leichtsinn — he?“

„Aber Papa,“ wandte Else ein, die sehr unbehaglich auf ihrem Stuhl hin- und herrückte.

Prinz Egbert sandte einen Blick zu der heimlich Geliebten hinüber, der soviel sagen sollte als: „Laß nur! Mir ganz angenehm, daß einmal die Sprache darauf kommt.“ Und sich an den Professor wendend, begann er: „Ich habe zwei Freunde, zwei begabte, ernst strebende Künstler, die sich in einer ebenso drückenden wie unverschuldeten Notlage befanden.

Ich hielt es für meine Pflicht, ihnen beizustehen, und wenn ich darin vielleicht ein bißchen über meine Kräfte ging, so hoffe ich, Sie werden mir das nicht gerade als unentschuldbaren Leichtsinn anrechnen.“

Der Professor, auf den Ton und Inhalt der Erklärung einen imponierenden Eindruck machten, reichte dem Sprechenden die Hand und sprudelte lebhaft hervor: „Dann — dann allerdings — allerhand Achtung! Das haben Sie gethan? Offen gestanden, das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut. Komme Ihnen einen Achtungsschluck! Und was die alte Geschichte betrifft: Schwamm drüber!“

Nachdem der Friede solchergestalt wieder völlig hergestellt worden, kam man in ein behagliches Plaudern. Else freilich verhielt sich zumeist schweigsam und warf nur hie und da, wenn ihr Vater sich direkt an sie wandte, ein Wort in die Unterhaltung. Sie war innerlich von ihrem Glücke völlig in Anspruch genommen. Nun — nun endlich war es erreicht, und schon die nächsten Tage mußten öffentlich machen, was sie bisher still wie ein köstliches Geheimnis gehütet. Der Professor schenkte fleißig ein und das

still-gemütliche Beieinander der drei hätte wahrscheinlich bis zum Ende des Balles gedauert, wenn nicht ein Zwischenfall den Professor wieder an den eigentlichen Zweck ihres Hierseins erinnert hätte.

Eine Gruppe von vier jungen Leuten näherte sich dem Tisch, und Prinz Egbert erkannte zu seinem nicht geringen Erstaunen seine vier Freunde in ihnen. Die jungen Künstler gingen zu zweien hintereinander. Voran schritten Lindner, der Komponist, und Vollert, der Dichter. Aber der eine sowohl wie der andere schien sich in dieser Umgebung nicht eben heimisch zu fühlen. Oder war es die ungewohnte Festkleidung, die ihr Auftreten unsicher machte und ihren Bewegungen etwas Linkisches und Unbeholfenes verlieh?

Lindners Gesicht zeigte heute nicht den selbstbewußten, selbstgefälligen Ausdruck, der ihm sonst eigen war. Durch die Ärmel des ursprünglich für seinen langen, hageren Leib entschieden nicht zugeschnittenen Frackes hatte er seine Arme zu weit hindurchgesteckt, und um diesem Schaden abzuhelfen, zog er beständig die Schultern hoch hinauf, was entschieden nicht zur Verschönerung seiner äußeren

Erscheinung beitrug. Auch des jungen Dichters Leibrock schien entweder aus der Garderobe eines besser situierten Freundes oder aus einem Frack-Verleihinstitut zu stammen. Seine kleine Figur verschwand fast in dem viel zu weiten Kleidungsstück, dessen Schöße ihm lang bis über die Kniee-kehlen hinunterbammelten. Eine ängstliche Sorgfalt widmete er einem hohen, nicht eben durch glänzende Neuheit sich auszeichnenden Cylinder, den er graziös im rechten Arm trug. Fast bei jedem Schritt stieß er mit dem weit hervorragenden Kopfbekleidungsinstrument an einen der vorübereilenden Festgenossen, was jedesmal zur Folge hatte, daß der junge Dichter erschrocken zusammenzuckte und mit dem Ärmel glättend über die gemißhandelte Filzröhre fuhr.

Fichter und Paulsen dagegen, die diesem Paare auf dem Fuße folgten, warfen vergnügte Blicke umher und schienen sich in ihren gutsitzenden Kleidern und inmitten des Festgewühles durchaus wohl zu fühlen.

Vollert sowohl wie Lindner machten, kaum daß sie ihres am Tisch sitzenden Freundes ansichtig ge-

worden, à tempo eine Bewegung nach der entgegengesetzten Richtung, aber schon kam ihnen der sich rasch von seinem Stuhl Erhebende mit ausgestreckter Hand und freundlichen Blicken entgegen.

Die Freude des Prinzen war keine gemachte, denn er hatte seine vier Freunde seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen. Seit jenem Morgen, da Lindner und Vollert den überraschenden Besuch bei ihm gemacht, waren sie für ihn merkwürdig unsichtbar geworden, und er war schon in Sorge gewesen, daß ihr Geschick wieder einmal eine Wendung zum Schlechten genommen. Um so mehr freute er sich, sie hier zu sehen, denn er nahm das als ein Zeichen, daß sich ihre materielle Lage eher gebessert als verschlechtert hatte.

Auch in Professor Grothuß' Augen blitzte ein triumphierendes Leuchten auf. Da waren ja die ersehnten Tänzer für Else. Gottlob! Nun konnte es ihr nicht fehlen. Fünf junge Leute! Wenn immer einer den anderen ablöste, so brauchte sie keinen Tanz auszulassen und konnte einmal nach Herzenslust im Zwei- und Dreiviertel-Takt schwelgen.

Er erhob sich, trat an die einander begrüßenden jungen Leute heran und verstieg sich sogar zu der Höflichkeit, sich in aller Form vorzustellen und eine artige Phrase zu drechseln. „Darf ich mir erlauben, die Herren einzuladen, an unserm Tisch Platz zu nehmen? Sehr erfreut, die Freunde meines jungen Freundes kennen zu lernen."

Dabei warf er einen raschen Triumphblick zu seiner Tochter hinüber, die schon im stillen zitterte vor der nächsten offenherzigen Äußerung ihres Vaters. Die vier jungen Künstler ließen sich nicht lange nötigen, um so weniger als der Professor bereits den eben daherkommenden Kellner anschrie: „He, Sie da! Noch zwei Flaschen Liebfrauenmilch und vier neue Gläser!"

Nach der üblichen Vorstellung, die Prinz Egbert übernommen hatte, setzte man sich. Lindner, der Komponist, verspürte eine wesentliche Erleichterung. Nun konnte er doch seine Hände unter das Tischtuch stecken, das mitleidig seiner Ärmel Kürze verdeckte.

Auch Vollert, der Dichter, dessen Frackschöße vom Stuhl zierlich herniederhingen und den Fuß-

boden fächelten, atmete erleichtert auf. Seinen Hut, der ihm eine beständige Sorge bereitete, stellte er unter den Tisch zwischen seine Füße, nur hie und da noch einen zärtlich wachsamen Blick auf ihn werfend.

Fichter setzte sich neben den Professor, und die beiden Maler vertieften sich rasch in ein anregendes Kunstgespräch.

Der Zufall hatte es gefügt, daß Vollert seinen Platz neben Else bekam; der junge Dichter hatte wohl das dunkle Gefühl, daß es seine Pflicht wäre, seine Nachbarin zu unterhalten, aber er war so wenig an Damengesellschaft gewöhnt, daß ihm schon bei dem bloßen Bewußtsein, eine hübsche junge Dame neben sich zu haben, der Angstschweiß ausbrach. Vergebens zermarterte er sein Hirn, um ein recht geistvolles Gesprächsthema zu finden, und er wußte sich in seiner Verlegenheit nicht anders zu helfen, als daß er wieder und wieder sein Glas leerte.

Paulsen dagegen, der Else vis-à-vis saß und der hübscheste in dem vierblättrigen Kleeblatt war, strich seinen Schnurrbart unternehmend und machte verliebte Augen.

Endlich, es mochte wohl eine volle halbe Stunde vergangen sein, wandte sich der Dichter mit hochrotem Gesicht an seine Nachbarin, um stammelnd und stotternd die geistreiche Bemerkung von Stapel zu lassen: „Solch ein Ball ist doch eigentlich ein recht schönes Vergnügen —“

Während die Phrase bei Else nur ein verstohlenes Lächeln und ein höfliches: „Gewiß — ja!“ hervorrief, übte sie auf den Professor, indem sie ihn an seine Vaterpflicht erinnerte, eine elektrisierende Wirkung aus. Die Diskussion mit Fichter mitten im Satze abbrechend, rief er über den Tisch hinüber: „Da haben Sie recht, junger Mann, besonders für ein junges Mädchen ist solch ein Ballsaal das reine Mekka. Was glauben Sie wohl, wie meine Tochter sich schon seit Wochen auf den Ball gefreut hat.“ Und als der Dichter ein sehr verständnisloses Gesicht zeigte, fügte er noch deutlicher hinzu: „Sie tanzt nämlich für ihr Leben gern.“

Aber Vollert war immer noch sehr weit entfernt, die in der Bemerkung steckende Aufforderung zu verstehen; denn der kühne Gedanke, daß er, der nur

ein paarmal in seiner Knabenzeit auf dem Schützenplatz seiner Vaterstadt schüchterne Tanzversuche unternommen, sich hier im taghell erleuchteten Prunksaal vor einer vielhundertköpfigen Zuschauermenge als Tänzer produzieren sollte, kam ihm nicht im entferntesten in den Sinn.

Anders Paulsen. Der erhob sich sofort, trat vor Else und machte eine zierliche Reverenz: „Darf ich mir erlauben, gnädiges Fräulein, Sie um einen Tanz zu bitten?"

Vollert war über des Freundes Entschlossenheit einfach „baff", während Lindner mit neidischen Blicken nach Paulsen hinschielte. Auch er hatte bereits im stillen daran gedacht, mit des Professors Töchterlein ein Tänzchen zu wagen, und nur die Schwierigkeiten, die ihm sein enger Frack bereitete, hatten ihn von der Ausführung der kühnen Idee abgehalten.

Paulsen aber zog mit einer Triumphatormiene Elses Arm in den seinen und entführte sie aus dem Vorsaal. Das war auch für die anderen das Zeichen, aufzubrechen und wenigstens ein paar Blicke in das

Gewühl des Ballsaales zu werfen. Nur der Professor und Maler Fichter blieben bei ihren Gläsern zurück und nahmen mit erneutem Eifer ihre Debatte wieder auf. Paulsen drehte sich indes mit seiner Dame im Wirbel des Tanzes, und man mußte ihm lassen, daß er sich seiner Aufgabe mit ebenso viel Flottheit wie Grazie entledigte.

Vollert und Lindner standen wie auf Kohlen, und besonders der junge Dichter hob in nervöser Aufregung abwechselnd den einen Fuß und den anderen. Ob er nicht auch einmal den Versuch machte? Das sah doch eigentlich ganz leicht aus, und wenn er sich recht erinnerte, hatte er als Knabe ganz schneidig das Tanzbein geschwungen.

Wie war's doch gleich? „Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei!"

Und im stillen bemühte er sich auf der Stelle den Rhythmus zu markieren. Und als nun gar, kaum daß Paulsen seine Dame freigegeben, Lindner, verzweifelt seine Schultern emporreckend, Else engagierte und sich mit ihr mutig in das Tanzgewühl stürzte, da biß er krampfhaft die Zähne zusammen und verfolgte

jede Bewegung der beiden Tanzenden in fiebernder Spannung. Und nun, als auch Freund Lindner sich mit Anstand aus der Affaire gezogen, nun faßte er todesverachtend seinen Entschluß. Den beiden, die, nach Atem ringend, in den Nebensaal zurück wollten, keck in den Weg tretend, keuchte er die von Paulsen gehörte Phrase hervor: „Darf ich mir erlauben, gnädiges Fräulein —"

„Aber wollen wir uns nicht erst ein bißchen ausruhen?" unterbrach ihn Else.

„Nein!" stieß der junge Dichter sehr unschicklich heftig hervor, denn er befürchtete instinktiv, daß, ließ er erst eine Pause verstreichen, sein krampfhafter Mut sich rasch verflüchtigen würde.

„Nur einmal 'rum, bitte!"

Else rührte der bänglich dringliche Ton, und so willfahrte sie ihm lächelnd, ohne weiteres Widerstreben. Aber ihre Gutmütigkeit sollte sie bald gereuen, denn schon nach vier oder fünf Schritten strandete der junge Dichter kläglich. Aber wunderbar, sein Mißgeschick, anstatt ihn zu entmutigen, stachelte ihn zu hartnäckigem Trotz an, und mit verzweifeltem

Bemühen kämpfte er immer aufs neue gegen die Wogen der Tanzenden an, die ihn von allen Seiten umtosten.

Prinz Egbert stand unweit davon und sah Elses Mißgeschick mit sehr peinlichen Empfindungen zu. Innerlich fühlte er jeden Puff, jede unsanfte Berührung mit, die sie bei dem unaufhörlichen Karambolieren mit anderen Tanzenden erlitt, und er überlegte, ob er der Geliebten nicht in irgend einer Weise zu Hilfe kommen könnte. Aber ein unerwarteter Vorgang, der sich vor ihm abspielte, lenkte seine Gedanken plötzlich in eine ganz andere Richtung.

Eine in eine prächtige, auffallende Robe gekleidete Dame rauschte so dicht an ihm vorbei, daß sie ihn hart am Arm streifte. Mit einem höflichen „Pardon" trat Prinz Egbert rasch zur Seite, ohne weiter von der Vorübergehenden Notiz zu nehmen. Da veranlaßte ihn ein leiser Ausruf des Staunens, den die Dame hören ließ, forschend aufzublicken, und auch ihm wäre fast ein unwillkürlicher Schrei auf die Lippen getreten. Fräulein Ebeling war es, die junge Schauspielerin,

der er einst jene Ovation zu bringen mitgeholfen, die der erste Anstoß seiner Abreise aus der herzoglichen Residenz gewesen. Daß auch sie ihn auf den ersten Blick erkannt, dafür zeugte die tiefe, respektvolle Verbeugung, die sie mit der graziösen Sicherheit ihres Berufes vor ihm machte.

Mit einem ostentativen Achselzucken wandte sich Prinz Egbert ab, die ehrerbietige Begrüßung unerwidert lassend. Aber es dauerte nicht lange, als plötzlich zwei würdig aussehende Herren erschienen, sich in unmittelbarer Nähe des Prinzen postierten und durch unaufhörliche tiefe Verbeugungen seine Aufmerksamkeit zu erregen sich bemühten.

„Was wünschen Sie, meine Herren?“ fragte endlich der Prinz, der den Zusammenhang erriet, entschlossen, auf keinen Fall sein Inkognito preiszugeben.

Auf diese Frage schienen die Herren nur gewartet zu haben. „Geruhen Eure Hoheit,“ nahm der vorderste der Herren, während der andere unablässig dienerte, das Wort, „geruhen Eure Hoheit unseren unterthänigsten Dank für Dero huldvollen Besuch entgegenzunehmen. Eure Hoheit —“

Der Prinz unterbrach das im gedrechselten Kurialstil schwelgende Vorstandsmitglied sehr kühl und sehr ruhig mit den wie ein kalter Wasserstrahl wirkenden Worten: „Die Herren irren sich wohl in meiner bescheidenen Persönlichkeit. Mein Name ist Reimann. Hier bitte meine Karte.“

Er griff in seine Rocktasche und brachte seine auf den Namen „Paul Reimann“ lautende Einlaß-karte zum Vorschein. Die Herren warfen einen sehr verdutzten Blick darauf und entfernten sich eilig mit sehr enttäuschten, geärgerten Mienen, begleitet von dem neckenden Gelächter der zahlreichen Neugierigen, die der Aufsehen erregende Vorgang angelockt hatte.

Auch Else, Lindner und Vollert, der das Tanzen endlich als eine zu schwierige Kunst aufgegeben, befanden sich unter den Umstehenden. Die beiden jungen Künstler nahmen den Freund lächelnd in ihre Mitte und geleiteten ihn im Triumph in den Nebensaal zu dem Tisch, an dem Professor Grothuß und Maler Fichter unermüdlich pokulierend saßen.

„Meine Herren,“ sagte Lindner mit komischer Gravität, „ich habe die Ehre, Ihnen hier Seine

Hoheit Prinz von Weißnichtwo zu präsentieren, der sich allergnädigst herablassen wird, uns die Ehre seiner durchlauchtigsten Gegenwart zu schenken."

„Wie — was?" machte der Professor hoch aufhorchend.

Vollert berichtete in humoristischer Färbung von dem komischen Intermezzo, das sich im Saale abgespielt. Der Professor brach in ein unauslösch-liches Gelächter aus.

„Die krummen Rücken der Herren Vorständer hätte ich sehen mögen," sagte er, während ihm die dicken Lachthränen aus den Augen tropften. Dann füllte er sein Glas, hob es empor und rief: „Meine Herren, Seine Hoheit Prinz Reimann lebe hoch!"

XI.

Oswald Kern befand sich in einem ununterbrochenen Liebesfieber. Die schöne Miß Milli Cunningham bot alle ihre Liebenswürdigkeit und Anmut auf, um den vermeintlichen Prinzen tiefer und tiefer in ihre Netze zu verstricken. Kein Wunder, daß des jungen Malers feuriges Künstlertemperament hoch aufloderte und daß sein Herz in immer leidenschaftlichere Liebe zur schönen Amerikanerin entbrannte. Vergebens war alles Mahnen und Drohen seines Begleiters, Oswald Kern schwor, lieber auf der Stelle sein Inkognito aufgeben zu wollen, als seine Liebe. Dem Kammerherrn blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als sich still zähneknirschend zu fügen und von der Zukunft eine möglichst zufriedenstellende und schonende Lösung des drohenden Konfliktes zu erhoffen.

Oswald Kern aber fuhr fort, der bezaubernden Miß zu huldigen. Auf allen Gesellschaften und

Bällen war er ihr erklärter Courmacher und ihr ausdauerndster Tänzer; er begleitete sie in die Theater, indem er sie nach amerikanischer Sitte allein in seinem Wagen von dem Elternhaus abholte; und fast täglich unternahm er mit ihr gemeinschaftliche Spazierritte in den Central-Park. Die Folge war, daß seine Beziehungen zu Miß Cunningham in den Kreisen des New Yorker high life stadtkundig wurden und daß man von der bevorstehenden Verlobung der reichen Miß Cunningham mit einem deutschen Prinzen bereits als von einer Thatsache sprach, zum nicht geringen Neide aller heiratsfähigen Millionärstöchter.

Auch dem deutschen Konsul kam das Gerücht zu Ohren, und da die diskret eingezogenen Erkundigungen eine unbesonnene Handlung des leidenschaftlichen jungen Prinzen als nicht ausgeschlossen erscheinen ließen, so hielt es der New Yorker Vertreter der deutschen Regierung für seine Pflicht, auf dem vorschriftsmäßigen Wege dem Kabinett des Herzogs vertrauliche Mitteilung zu machen.

Dem Herzog zog die unerwartete sensationelle Nachricht beinahe einen Schlaganfall zu. Durch die

allezeit bereite Hilfe des Leibarztes wurde diese Gefahr allerdings glücklich beseitigt, aber die Verstimmung Seiner Hoheit war eine tiefgehende und anhaltende. Der alte Meinecke konnte sich nicht erinnern, seinen hohen Herrn jemals so andauernd ungnädig gesehen zu haben. Die gewohnte Kaltwasserbehandlung wurde ausgesetzt, da sie bei dem reizbaren Zustande Seiner Hoheit als zu angreifend befunden wurde. Auch die kleinen Anekdötchen, mit denen der alte Meinecke seinen hohen Herrn während der Toilette des Morgens zu unterhalten pflegte, wurden mit einer gebieterischen Handbewegung abgelehnt; stumm mußte der Kammerdiener seines Amtes walten.

Am schwersten aber lastete die Ungnade Seiner Hoheit auf Baron Kottwitz, dem Hofmarschall, und auf sein sich demütig neigendes Haupt entlud sich der Groll des Fürsten in erster Linie. Er habe sich wieder einmal seiner verantwortungsvollen Stellung ganz unwert erwiesen und ihm, dem Herzog, den Gedanken an seine Pensionierung nahegelegt. Auf seinen Rat habe man den Prinzen so weit übers Meer geschickt und damit die direkte Gewalt über ihn

aus der Hand gegeben, und auch die Wahl des Gouverneurs, des Kammerherrn von Degenfeld, der sich des ihm erwiesenen Vertrauens so unwürdig gezeigt, sei von ihm, dem Hofmarschall, ausgegangen.

Als sich so der erste Zorn des Herzogs ausgetobt, wurde eine geheime Beratung abgehalten, zu der, außer dem Hofmarschall, nur der Minister des Herzogtums und dessen Vertreter und Vertrauter, ein Geheimer Kabinettsrat, dessen Geschicklichkeit und Treue in vielen Jahren erprobt war, hinzugezogen wurden.

Das Ergebnis der Beratung war, daß man per Telegramm dem Kammerherrn von Degenfeld den strikten Befehl erteilte, mit dem Prinzen auf dem nächsten fälligen deutschen Schiffe zurückzukehren. Zugleich wurde beschlossen, da eine Hinauszögerung der Abreise seitens des Prinzen unter irgendwelchen unkontrollierbaren Vorwänden nicht außer dem Bereich der Möglichkeit lag, einen Vertrauensmann nach New York zu senden, der mit den weitesten Vollmachten versehen und nur den einen Auftrag erhalten sollte: den Prinzen unter allen Umständen zurückzubringen

und seiner Intrigue mit der Amerikanerin ohne Rücksicht ein für allemal ein Ende zu machen.

Noch an demselben Tage, da diese Beratung stattfand, packte der Geheime Kabinettsrat, den der Herzog mit dieser delikaten Mission betraut hatte, seine Koffer . . .

Herr von Degenfeld geriet in ein förmliches Delirium von Angst und Aufregung, als das Telegramm des Herzogs eintraf. Er hatte es ja gleich gesagt, daß ein so verrückter Streich nie und nimmer zu einem guten Ende führen konnte. Und wenn nun schließlich der unerhörte Betrug, den man sich mit aller Welt erlaubt, aufgedeckt wurde, wer würde der Sündenbock sein, auf den sich der ganze Zorn des Herzogs in seiner vollen Schwere entladen würde? Natürlich niemand als er — er allein! Ihm würde die Geschichte nicht nur seine Stellung kosten, sondern noch weit Schlimmeres, seine Ehre als Kavalier, seine soziale Unbescholtenheit und Makellosigkeit.

Als er sich einigermaßen beruhigt hatte, ging er mit sich zu Rate. Vielleicht ließ sich doch — wenn man entschlossen handelte — einer Enthüllung des

Maskenspiels noch im letzten Augenblick vorbeugen. Das erste war, daß man sich mit dem wirklichen Prinzen Egbert in Berlin per Kabel in Verbindung setzte, ihm mitteilte, was geschehen, und ihn ersuchte, schleunigst nach New York zu kommen oder aber ein Zusammentreffen mit ihm in einem europäischen Hafen und gemeinsame Rückkehr in die herzogliche Residenz verabredete.

Zu alledem gehörte Zeit und das nächste war, daß der Kammerherr an das herzogliche Kabinett in der für vorkommende Fälle vorher verabredeten Chiffrierschrift telegraphierte: „Prinz Egbert leider erkrankt, unmöglich, mit nächstem Schiff zu reisen.“

Auch auf Oswald Kern blieb das Telegramm des Herzogs nicht ohne Eindruck. Es übte eine ernüchternde Wirkung auf ihn aus und brachte ihm zum Bewußtsein, auf welchem schwankenden Boden er sich bewegte und welches Unrecht er sich gegen Miß Milli und deren Eltern zu Schulden kommen ließ. Ja, wenn es sich nur um eine leichte Liebelei, um eine Episode gehandelt hätte, über die man hinweg- kommt und die man mit der verrinnenden Zeit ver-

gißt! Aber er fühlte, daß er Miß Milli aus dem Grunde seines Herzens liebte und daß es immer der Zielpunkt seines höchsten Sehnens sein würde, sie sich für das ganze Leben zu gewinnen. Darum war es die höchste Zeit, wenigstens Miß Milli und den Eltern gegenüber die Prinzen-Maske fallen zu lassen und sich offen zu seiner eigenen, ungleich bescheideneren Persönlichkeit zu bekennen. Freilich, ganz wohl war ihm bei diesem Entschlusse gerade nicht und mit fröstelndem Bangen fragte er sich, wie die unberechenbare Amerikanerin wohl die überraschende Mitteilung aufnehmen würde.

Das beste war jedenfalls, sich zuerst Mister Cunningham, dem Vater, zu entdecken und durch ihn Miß Milli vorbereiten zu lassen. Mister Cunningham war ein einfacher Mann, mit dem sich ungeniert reden ließ und der auf Titel und Würden keinen besonderen Wert zu legen schien.

Der Amerikaner saß im bequemen Schaukelstuhl, eine Cigarre im Munde und ein Zeitungsblatt von riesigen Dimensionen in beiden Händen. Als er den eintretenden Besuch erblickte, ließ er das Blatt sinken

und streckte dem Näherkommenden, ohne sich von seinem Sitz zu erheben, die Hand entgegen.

„Guten Tag, Mister Prinz, wie geht's Ihnen?"

Der Amerikaner besaß eine äußere Erscheinung, die der seiner Tochter so unähnlich wie möglich war. Von Zartheit und Eleganz war keine Spur an ihm. Seine Figur war kurz und gedrungen, sein Gesicht, dessen unterer Teil von einem Bart fraisenartig umrahmt wurde, zeigte grobe Linien. Die Oberlippe war rasiert, ebenso wie der obere Teil des Kinnes und der Wangen.

„Nehmen Sie einen Stuhl, Mister Prinz," sagte er weiter, nachdem er dem Maler mit seiner großen, während einer früheren Periode seines abwechselungsreichen Lebens ausgearbeiteten Rechten ein paarmal kraftvoll die Hand geschüttelt.

„Halt, Sir!" rief er seinen Besucher an, der sich eben auf einem Sessel ihm gegenüber niederlassen wollte — „stecken Sie sich erst eine Cigarre an! Da in der Schachtel finden Sie welche! Kennen Sie die Sorte?"

Oswald Kerns anfängliche Befangenheit ver-

flüchtigte sich rasch angesichts dieser ungesuchten, derben Bonhomie und auch bei ihm kam der natürliche, ungenierte Ton zum Durchbruch.

„Teufel ja!“ rief er bewundernd, „das ist ja die reine Riesen- und Dauer-Cigarre. Vermute, daß man mindestens zwei Stunden braucht, um solch ein Exemplar aufzurauchen.“

„Well, das kommt darauf an,“ lachte der Amerikaner. „Unser berühmter Präsident Grant rauchte die Sorte mit Vorliebe, die daher auch mit seinem Namen bezeichnet ist.“

„Also Grant-Cigarre?“

„Yes, Sir!“

„Kostenpunkt?“

„Fünfzig Cents, Sir,“ gab der Amerikaner mit sichtlicher Genugthuung zur Antwort.

„Zwei Mark das Stück — alle Achtung!“ machte Oswald Kern mit ehrlicher Bewunderung und betrachtete die große, dicke, dunkle Cigarre respektvoll von allen Seiten.

„Rechne,“ bemerkte Mister Cunningham und wälzte seine Cigarre, die er während der ganzen Unterhaltung

nicht zwischen den Zähnen losgelassen, von dem rechten Mundwinkel in den linken — „rechne, daß man bei Ihnen drüben auch auf Fürstenthronen kein teureres Kraut raucht."

Der Maler, der eben seine Cigarre in Brand steckte, machte eine Geste, die nichts Bestimmtes besagte und schnitt dann eine saure Grimasse. „Auf Fürstenthronen!" Dieses Wort erinnerte ihn an seine heikle Aufgabe, die er sich dem Amerikaner gegenüber zu entledigen hatte. Er that ein paar kräftige Züge, ließ sich mit einem leichten Seufzer auf dem Mister Cunningham gegenüber stehenden Sessel nieder und begann mit krampfhafter Entschlossenheit: „Ich bin gekommen, um Ihnen eine Eröffnung zu machen, die Sie vielleicht überraschen wird. Ich liebe Ihre Tochter, Mister Cunningham —"

Aber der Amerikaner that durchaus nicht überrascht; er lächelte behäbig vor sich hin und entgegnete mit der ihm eigenen Ruhe: „Well, Sir, erzählen mir da nichts Neues, habe es längst bemerkt."

„Und was sagen Sie dazu, Mister Cunningham?"

„Ich?" Der Amerikaner stieß ein paar mächtige

Rauchwolken aus — „Nichts, Sir! Das ist doch im Grunde allein Miß Millis Sache."

„Und Miß Milli —?"

„Nun —" der Amerikaner zwinkerte seinem Besuch, der in lebhafter Erregung auf seinem Sessel hin- und herrutschte, listig mit den kleinen, grauen Augen zu — „nun, Sir, sollten Sie noch nicht bemerkt haben, daß Milli gar nicht abgeneigt scheint, die Frau eines europäischen Prinzen zu werden?"

Der Maler kraute sich hinter dem Ohr und machte ein verzweifeltes Gesicht. Aber er biß die Zähne zusammen — die Cigarre befand sich in der herabhängenden Hand im Zustande des Erlöschens — und gab sich einen energischen Ruck. Sich vornüber neigend und dem ihm Gegenübersitzenden ängstlich ins Auge blickend, stieß er die Worte heraus: „Aber wenn ich nun gar kein — kein Prinz wäre, wenn ich einem schlichten bürgerlichen Berufe angehörte, würde mich auch dann Miß Milli noch mögen?"

Der Amerikaner schüttelte, ohne sich von dieser überraschenden Frage im geringsten in seinem Gleichmut beirren zulassen, einfach den Kopf. „Glaube nicht,"

gab er zur Antwort, „daß sich Miß Milli mit dieser Frage überhaupt je beschäftigt hat. Wozu auch, da Sie ja doch in Wirklichkeit ein Prinz sind?"

Der junge Maler sprang auf. Seine Erregung litt ihn nicht still an seinem Platze. „Das bin ich nicht, Mister Cunningham," stieß er mit krampfhafter Anstrengung hervor. „Ich bin nicht der, für den ich mich hier bisher ausgegeben habe. Ich bin nur Prinz Egberts Freund und Jugendgespiele. Ich führe den einfachen bürgerlichen Namen Kern und mein Beruf ist die Malerei."

Der Amerikaner fuhr nun doch aus seiner behaglichen Lage ein wenig empor und sah mit erstaunten Mienen zu dem jungen Manne hinüber, der das Gesicht von ihm abgewandt hatte und an das Fenster getreten war, durch das er eifrig hinauszuspähen schien.

„Well, Sir," ließ sich Mister Cunningham jetzt vernehmen — „well, wenn Sie nicht der Prinz sind, wie Sie selbst sagen, dann begreife ich nicht, wie Sie dazu kommen, sich hier als solcher —"

„Das ist eine ganze Geschichte, Mister Cunning-

ham," erwiderte Oswald Kern schnell, sich zwar herumdrehend, aber doch den Blick verlegen und errötend vor dem ihn inquisitorisch Betrachtenden senkend. „Ich erzähle Ihnen das ein andermal, wenn ich ruhiger bin. Heute nur so viel: Prinz Egbert befindet sich in Deutschland und hat Amerika nie gesehen; nur durch sein dringendes Bitten habe ich mich überreden lassen, unter seinem Namen und seinem Charakter die für ihn projektierte Amerikareise zu unternehmen."

In des Amerikaners Gesicht erschien plötzlich ein stilles, verschmitztes Lächeln. „Well," sagte er, sich rasch, als ihn nun der Maler zagend, in spannender Erwartung ansah, ein ernstes Aussehen gebend, „well, Prinz oder Maler, mir gleich! Für mich sind und bleiben Sie derselbe nette Kerl, als den ich Sie immer betrachtet habe."

„Aber Miß Milli?"

„Sie wollen also, daß ich es ihr sage?"

„Gewiß. Ich bitte Sie dringend darum."

„Gut! Wird besorgt werden, Mister Prin — wollte sagen, Mister K — wie war's doch gleich?"

„Kern —“

„All right, Mister Kern. Will noch heute mit ihr sprechen. Ganz ohne Eindruck freilich wird die Mitteilung auf sie nicht bleiben. — Also Maler — sagten Sie nicht so?“

„Ganz recht: Maler, Kunstmaler bin ich, in erster Linie Porträtist,“ gab Oswald Kern zurück, der den spottenden, neckenden Ton in des Amerikaners Stimme bei seiner Aufgeregtheit nicht heraushörte.

„Well, kommen Sie morgen wieder,“ schloß Mister Cunningham und bot seinem Gaste die Hand, „dann will ich Ihnen sagen, was Miß Milli dazu meint — excuse me, muß jetzt nach Wall Street.“

Kaum hatte der Maler das Haus verlassen, als Mister Cunningham sogleich anspannen ließ, um nicht nach der Börse in Wall Street, sondern nach dem deutschen Konsulat zu fahren.

Auf dem Konsulat empfing man den Amerikaner aus leicht begreiflichen Gründen nicht gerade sehr liebenswürdig. Man setzte seinen schlau sondierenden Fragen ein sehr kühles, zugeknöpftes Wesen entgegen und betonte nur mit einem gewissen, nicht mißzu=

verstehenden Nachdruck, daß man vom herzoglichen Hofe die telegraphische Anweisung erhalten, auf dem nächsten nach Europa fälligen deutschen Dampfer für den Prinzen und seinen Begleiter Plätze zu besorgen.

Aber Mister Cunningham rieb sich vergnügt lächelnd die Hände, als er sich auf den Heimweg machte. Er hatte es ja gleich geahnt: dem Prinzen beliebte, Komödie zu spielen und es war nur eine Marotte von ihm, wenn er jetzt plötzlich als einfacher, bürgerlicher Künstler auftrat, um Milli auf die Probe zu stellen. Aber einen so schlauen, geriebenen Fuchs wie ihn, Mister Cunningham, überlistete man nicht.

Am andern Tage empfing er seinen Besuch mit der ernsthaftesten Miene und redete ihn ein über das andere Mal als „Mister Kern“ an, ohne mit der Wimper zu zucken, obgleich er sich doch über die vermeintliche Komödie innerlich vor Lachen ausschütten wollte.

„Was sagt Miß Milli?“ fragte Oswald Kern, der in viel zu aufgeregter Gemütsstimmung war, als daß er die geringste Empfindung von dem Gemachten, Erzwungenen in Mister Cunninghams ernster Haltung gehabt hätte.

„Well,“ erwiderte der Amerikaner, der seine Tochter vorher in die „Marotte des Prinzen“ eingeweiht hatte — „sie wird Ihnen selbst die Antwort geben, Mister Prin — excuse: Mister Oswald Kern!“

Damit öffnete er die Thür zum Nebenzimmer, dem Parlor Miß Millis, und schob den zitternden jungen Mann hinein.

„My dear, Oswald!“ rief die schöne Amerikanerin und kam dem Maler mit ausgebreiteten Armen entgegen — „your Milli for ever!“

XII.

Prinz Egbert in Berlin fing mittlerweile an, sich in seiner Maske als Schriftsteller Paul Reimann unheimlich zu fühlen. Der Vorfall auf dem Ball, zu welchem Fräulein Ebelings Übereifer den Anstoß gegeben, hatte viele Augenzeugen gehabt, ja, einer der anwesenden Berichterstatter hatte in seiner Plauderei über den „Presseball“ von dem scherzhaften Qui pro quo Notiz genommen. Seitdem hing dem Prinzen unter Bekannten und Berufsgenossen der Spitzname „Hoheit, Prinz Reimann“ an und in den Redaktionen, mit denen der junge Schriftsteller beruflich zu thun hatte, wurde es zur ständigen Gewohnheit, ihn mit komischer Gravität als „Eure Hoheit“ anzureden. Mußte Prinz Egbert nicht unter diesen Umständen sorgen, daß eines Tages durch Zufall oder auf Fräulein Ebelings Veranlassung der wahre Sachverhalt aufgedeckt wurde? Und dann

— wie stand er dann vor dem Professor Grothuß da? In welchem häßlichen Lichte vor allem mußte Else sein Liebeswerben erscheinen?

Die Röte der Scham stieg ihm ins Gesicht und ein unendlich peinigendes, quälendes Gefühl überkam ihn. Nein! Von dem Zufall durfte er sich nicht überraschen lassen. Aus eigner Initiative mußte er sprechen und die Wahrheit bekennen. Und dann — dann? Stundenlang saß er, die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und Stirn und Augen in die Hände vergrabend. Sollte er nun plötzlich vor die Ahnungslose treten und ihr erklären: ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben, der schlichte Schriftsteller Paul Reimann, ich bin Prinz Egbert, der Thronerbe, und das, was sich zwischen uns so süß und so berauschend angesponnen, war nur ein Traum, der nun vor der nüchternen Wirklichkeit in nichts zerfließt. Wir dürfen nicht daran denken, einander anzugehören — eine tiefe Kluft liegt zwischen dem schlichten Bürgermädchen und dem dereinstigen souveränen Fürsten?

Heiß durchschauerte es ihn und ein leises Zittern befiel ihn, während er sich die Wirkung dieser Er-

klärung, die wie ein vernichtender Blitzstrahl aus heiterem Himmel auf Else herniederfahren würde, ausmalte. Und er — er sollte dabei stehen, sollte zusehen, wie sie in stummem Schmerz verging, ins Innerste getroffen, vernichtet, den Glauben an Gott und Menschen verlierend. Nein, unmöglich, diese Henkersthat zu vollbringen! Allmählich, schonungsvoll mußte er die Nichtsahnende auf die Wahrheit vorbereiten, zuerst sie an seine Abwesenheit gewöhnen und ihr nur leise die Möglichkeit andeuten, daß sich ihrer dauernden Verbindung Schwierigkeiten entgegenstellen könnten.

Als er ihr noch an demselben Tage von einer bevorstehenden Reise sprach, die er zu seinen Verwandten unternehmen müsse, um sich betreffs seiner Zukunft mit ihnen auseinanderzusetzen, da erbleichte und zitterte sie heftig. Und als sie ihr erstes Erschrecken niedergekämpft, hob sie flehentlich die Hände und bat, während ihre Augen sich mit Thränen füllten: „Nicht zu lange bleiben, bitte, bitte!"

Prinz Egberts Plan war, nach Hamburg zu reisen und von dort nach Amerika in See zu gehen,

um sich mit Oswald Kern und dem Kammerherrn zur gemeinsamen Rückreise in die Heimat zu vereinigen. Unterwegs wollte er an Else schreiben und im ersten Hafen, an dem sie während der Reise anlegen würden, den Brief auf die Post geben.

Else gab ihm im Verein mit Frau Gutzeit das Geleit zum Bahnhof. Im Wartesaal hielt sie wacker stand, aber als sie auf den Perron hinaustraten, wo bereits der Zug zur Abfahrt bereit stand, warf sie sich fassungslos schluchzend dem Geliebten an die Brust.

Dem Prinzen war selbst so weh und so beklommen zu Mut, daß er nur stammelnd ein paar zusammenhanglose Worte des Trostes herausbrachte. Er kam sich in diesem Augenblick so grausam, so hassenswert vor, daß er sich am liebsten vor sich selbst versteckt hätte. Ein beklemmender, quälender Zweifel erhob sich in seiner Brust: war es auch recht, was er that? Hätte sich nicht ein anderer, besserer Ausweg finden lassen?

Aber da ertönte das schrille Abfahrtssignal des Zugführers und rasch sprang der Prinz in den

Waggon. Als er am Coupéfenster stand und der Zug sich in Bewegung setzte, richtete Else den Blick mit einem so herzzerreißenden, flehenden Ausdruck auf ihn, daß ihn die Versuchung anwandelte, die Thür aufzureißen und hinauszuspringen. Und dieser Blick verließ ihn während der ganzen Reise nicht. Immerfort sah er die großen, blauen Augen vor sich, aus denen ihn verzweifelte Angst und ein inniges, herzbewegendes Bitten ansah. Schwer und schwerer wurde ihm das Herz und wie ein Alp legte sich ihm der Vorwurf auf die mühsam atmende Brust: Du hast mit der Ruhe und dem Frieden eines arglosen Mädchenherzens Dein leichtsinniges Spiel getrieben, Du füllst ihr fröhliches junges Leben mit Bitterkeit, Haß und Trauer.

Als die Nacht hereinbrach, warf sich der Reisende auf die Polster, um im Schlafe Betäubung und Vergessen zu suchen. Aber so fest er auch die Augen eindrückte, nicht eine Minute lang verließ ihn das Bewußtsein dessen, was wie ein Wurm an seiner Seele nagte.

Auch in Hamburg ließen diese inneren Beunruhigungen nicht nach, im Gegenteil, sie steigerten sich mit jeder verrinnenden Stunde und lähmten Thatkraft und die Fähigkeit zu handeln in ihm. Und so saß er, anstatt die letzten Vorbereitungen zu der geplanten Seereise zu treffen, unthätig in seinem Hotelzimmer, widerstandslos den unfruchtbaren Selbstquälereien hingegeben. Jede Phase seiner Beziehungen zu Else Grothuß zog an seinem Geiste vorüber; alle jene hundertfältigen großen und kleinen Züge, in denen sich die Reinheit ihres Charakters ebenso wie ihre selbstlose, opferbereite Liebe offenbart hatte, durchlebte er noch einmal. Sein Herz füllte sich mit Wehmut und Schmerz, und in heißem, unbezähmbarem Verlangen streckte er die Arme aus.

Er selbst sollte sich von dem Glücke ihrer Liebe ausschließen, einem Vorurteil zuliebe? Würde nicht Elses Anmut und ihre Schönheit selbst einem Throne zur Zierde gereichen? Und ließen sich nicht die Rücksichten der Geburt und des Standes mit seinen Pflichten gegen Else, mit den Wünschen seines Herzens vereinigen? Lebte man nicht in einer Zeit, in der

Vorurteil und Standesdünkel immer mehr freieren und rein menschlichen Anschauungen wichen und in der die einzelnen Klassen nicht mehr durch unübersteigbare Schranken voneinander getrennt waren?

Und plötzlich — plötzlich sprang der Prinz mit einem energischen Ruck auf die Füße und innerlich ging es wie eine freudige Erschütterung durch seine Seele, als habe er mit einem Male eine große, beglückende Entdeckung gemacht. Lagen nicht bereits eine ganze Anzahl von Beispielen vor, welche ihm zeigten, wie ein menschlich fühlender Fürst in diesem Konflikt zwischen Liebe und Standesrücksichten handelte? Und mehrten sich diese Beispiele nicht von Jahr zu Jahr? Hatte sich nicht sogar ein regierender Fürst mit einer Schauspielerin, die sein Herz und seine Achtung gewonnen, ehelich verbunden, und war nicht ein junger Prinz desselben Fürstenhauses mit der Tochter eines bekannten deutschen Dichters einen Liebesbund eingegangen, der ebenfalls zur Heirat geführt? War nicht für solche Fälle die Institution der morganatischen Ehe geschaffen worden? Was hinderte ihn, zu thun, was jene gethan? Besaß er

nicht den Mut seiner Überzeugung? Liebte er weniger innig und aufrichtig? War er nicht desselben starken, sieghaften Gefühls fähig, das jene hatte turmhohe Hindernisse und angeborene und anerzogene Bedenken überwinden lassen?

War es eine seiner würdige Beschäftigung, sich hier mit Zweifeln und kleinmütigen Regungen herumzuquälen, anstatt kraftvoll und energisch zur That zu schreiten? Handelte er nicht in seinem eigenen höchsten und heiligsten Interesse, wenn er sich die Geliebte für immer zu eigen machte, sie, die ihm in der bloßen Erinnerung das Herz weich und weit machte und mit stürmischer Glut und loderndem Verlangen erfüllte, mit der Ahnung eines unersetzlichen, unvergleichlich süßen Glückes — sie, die ihn liebte, wie ihn nie ein menschliches Wesen je wieder lieben würde?

Der Prinz atmete auf und wie eine Erlösung, wie eine innerliche Befreiung empfand er es, daß er sich endlich aus diesem unerträglichen Zustand qualvoller Unentschlossenheit zu einem bestimmten Entschlusse durchgerungen.

Am andern Morgen kehrte Prinz Egbert nach Berlin zurück. Es war gegen Mittag, als er sein Ziel erreichte. Sein Gepäck ließ er auf dem Bahnhof, denn die Ungeduld seines Herzens trieb ihn. Jede Minute schien ihm kostbar, wußte er doch die Geliebte in Thränen um sich. Unablässig feuerte er den Droschkenkutscher an, dessen Gefährt nicht von der Stelle zu kommen schien. Endlich hielt er vor dem wohlbekannten Hause. Am Fenster niemand. Im Sturmschritt nahm er die Treppe. An Marie, die ihm öffnete, stürzte er vorüber in das Wohnzimmer hinein. Und richtig, sie saß auf dem Sofa, das Gesicht auf die über die Tischplatte geworfenen Arme gedrückt.

„Else!“ rief er jubelnd, „Else!“

Wunderbar war die Wirkung! Mit einem Ruck war sie empor und mit einem Schrei ihm entgegen, in die verlangend nach ihr sich ausbreitenden Arme. Unter Lachen und Weinen hing sie an seinem Halse, geküßt und küssend, in den Augen noch die Thränen des überstandenen Leides.

Eine Stimme, eine rauhe, scheltende, polternde

Stimme schreckte die Liebenden aus dem Taumel des Entzückens. „Nanu! Na, das muß ich sagen: ein liebliches Bild! Da soll ja gleich — Else, Teufelsmädchen, willst Du wohl! Und Sie, Mosjeh Reimann, erklären Sie mir gefälligst, was das zu bedeuten hat!"

Es war Professor Grothuß, der unbemerkt ins Zimmer getreten war und nun sein Staunen in seiner gewohnten drastischen Redeweise zum Ausdruck brachte.

Prinz Egbert faßte sich schnell; er machte sich sanft aus Elses Arm los und wandte sich dem Maler entgegen. „Ich bitte um eine Unterredung, Herr Professor."

Dem Maler schwoll die Zornesader auf der Stirn und sein Gesicht rötete sich heftig. Es hatte den Anschein, als wolle er noch zorniger als vorher aufbrausen und der begehrten Unterredung ein schnelles, jähes Ende bereiten. Aber der Anblick seiner Tochter, die blaß, zitternd, unfähig zu sprechen, die Augen mit einem flehenden, beredten Ausdruck auf ihn heftete, brachte eine wunderbar beschwichtigende

Wirkung auf ihn hervor. Sich zur Thür umdrehend, sagte er: „Kommen Sie!“

Als sie im Atelier angelangt waren, schien die frühere Heftigkeit wieder von ihm Besitz nehmen zu wollen. Am meisten ärgerte ihn die Ruhe und sichere Haltung des ihm gegenüberstehenden jungen Mannes. „Das — das muß ich sagen,“ grollte er, vor dem Prinzen erregt auf- und abschreitend — „ein starkes Stück! Sie haben da einen netten Gebrauch von der Gastfreundschaft gemacht, die ich so dumm war, Ihnen zu gewähren. Haben natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dem unerfahrenen jungen Ding hinter meinem Rücken den Kopf zu verdrehen. Ein rechtes Kunststück! — Herr! Und nun zeigen Sie mir noch ein Gesicht, als wenn Sie wer weiß was für eine Heldenthat vollbracht hätten!“

„Aber Herr Professor,“ entgegnete der Prinz, ein Lachen verbeißend, „ich sehe allerdings nicht ein, daß ich etwas gar so Schlimmes verbrochen habe. Daß ich mich in Else bis über die Ohren verliebt habe, ist doch bei ihrer Anmut und Lieblichkeit wahrhaftig kein Wunder.“

„Verlieben Sie sich in wen Sie wollen, Herr," brauste der erregte Künstler auf, „aber nicht in meine Tochter, verstanden! Das bloße Verlieben genügt nicht, und zum Heiraten werden Sie wohl in diesem und im nächsten Jahrhundert noch nicht imstande sein."

Der grimmige Hohn in den letzten Worten des Malers belustigte den Prinzen nicht wenig; aber er gab sich eine ernste Miene, als er nun ruhig erwiderte: „Ich habe allerdings die ehrlichsten Absichten und gebe mir hiermit die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter Else zu bitten."

Der Maler sah den ihm Gegenüberstehenden mit Blicken an, als wenn er ihn verschlingen wollte, dann schlug er eine zornige Lache auf. „Worauf hin wollen Sie denn heiraten, Herr? Etwa auf Ihre Feuilletonhonorare — he?"

„Aber Herr Professor, Sie sind doch auch einmal Anfänger gewesen," konnte sich Prinz Egbert nicht enthalten mit leichtem Vorwurf zu antworten, „und haben als mittelloser junger Künstler eine Neigungsheirat geschlossen!"

Über des Malers zuckende Züge glitt ein düsterer Schatten; seine Stimme klang ernst, weniger grollend: „Eben deshalb, eben weil ich die Misere einer solchen jungen Künstlerehe am eigenen Leibe erfahren habe, weil ich weiß, was meine arme Frau gelitten und ausgestanden hat, eben deshalb will ich nicht, daß auch meine Tochter ihr junges Leben unter Entbehrungen und Sorgen hinschleppt. — Oder spekulieren Sie etwa auf meine bißchen Ersparnisse, junger Mann?" Der Maler machte eine drohende Miene.

Prinz Egbert aber entgegnete lächelnd: „Durchaus nicht, im Gegenteil, mir wäre es recht, Else brächte mir nichts zu als ihre Schönheit und ihr liebreizendes Wesen. Im übrigen kann ich Ihnen, um Sie über die Zukunft Ihrer Tochter zu beruhigen, Garantien geben —"

„Garantien — Sie?" machte der Maler, setzte sich in seinen Arbeitssessel und schlug die Beine übereinander, den noch immer vor ihm Stehenden mit geringschätzigen Blicken betrachtend. „Da bin ich doch neugierig."

„Herr Professor,“ nahm der Prinz, dem es nun an der Zeit schien, das Scherzspiel aufzugeben und mit seinen ernsten Erklärungen zu beginnen, nach einer kleinen Pause das Wort, „Herr Professor, ich bin nicht der, für den Sie mich halten —“

„Sie meinen: nicht der Luftikus, nicht der Windbeutel?“

„Auch in jeder anderen Beziehung —“

„In jeder andern —? Herr, wollen Sie mir Rätsel aufgeben! Zum Donnerwetter, sind Sie denn etwa nicht der Schriftsteller Paul Reimann?“

„Der Name Paul Reimann ist nur eine Maske, gleichsam eine Tarnkappe, hinter der ich mich versteckt habe, um —“

Des Professors lautes Lachen unterbrach den Sprechenden. „Eine Tarnkappe? Am Ende sind Sie gar solch eine Art verzauberter Prinz,“ höhnte er.

„Allerdings — Sie sind nicht weit ab von der Wahrheit, Herr Professor,“ entgegnete der Prinz launig.

Dem Maler schien der Spaß doch zu weit zu gehen. Er stemmte sich mit beiden Händen auf die

Seitenlehnen seines Sessels und erhob das ernste Gesicht zu dem lächelnd zu ihm Herabsehenden. „Hören Sie mal,“ sagte er trocken, „Ihnen ist wohl der Scherz von neulich in den Kopf gestiegen, Hoheit, Prinz Reimann?“

Der Prinz machte anfangs ein etwas verblüfftes Gesicht, dann lachte er laut heraus und entgegnete endlich mit einem leichten Anflug von Ungeduld: „Ich versichere Ihnen allen Ernstes, daß ich nicht der Faschingsprinz bin, für den Sie und die andern mich halten. Aus dem Scherz ist Ernst geworden: ich bin der wirkliche legitime Sproß eines souveränen Fürstengeschlechts. Hoffentlich gereicht das meiner Werbung um die Hand Ihres Fräulein Tochter nicht zum Nachteil.“

Der Maler zeigte eine ungewisse Miene, als schwanke er, ob er sich ärgern oder ob er lachen sollte. Endlich entschied er sich für das letztere, und zu seinem gewohnten grimmigen Spott zurückkehrend, sagte er: „I bewahre! Für meine Tochter ist ein Prinz gerade gut genug. — Wo liegt denn Ihr Fürstentum, durchlauchtigste Hoheit?“

Prinz Egberts Gesicht verfinsterte sich. Er biß sich nervös auf die Lippen. Die Fortsetzung des Gesprächs in der bisherigen Weise schien ihm seiner und des Vaters seiner Else nicht würdig. Einen Stuhl zu sich heranziehend und sich dem Professor gegenüber setzend, begann er ernst, fast feierlich: „Ich bitte Sie, Herr Professor, lassen Sie uns nun endlich einmal vernünftig sprechen. Die Dame, welche neulich auf dem Presseball in mir den Prinzen Egbert von X. erkannte, hat sich nicht geirrt. Ich bin in der That der Neffe des regierenden Herzogs und zu seinem dereinstigen Nachfolger bestimmt. Die Motive, welche mich bewogen, hier unter der Maske des einfachen Schriftstellers Paul Reimann zu leben, als den Sie mich nun schon seit Monaten kennen, will ich Ihnen gern mitteilen, sobald Sie sich in einer ruhigeren, aufnahmefähigeren Gemütsstimmung befinden."

Die Wirkung dieser Erklärung und der ernsten Haltung, in der dieselbe von dem Sprechenden gegeben wurde, war eine wunderbare. Professor Grothuß sah den ihm Gegenübersitzenden mit weitgeöffneten

Augen an, in denen sich immer mehr ein Ausdruck von Schrecken und starrem Entsetzen malte. Langsam erhob er sich, immer sein Gegenüber fest im Auge, und stellte sich hinter den Sessel, auf dem er gesessen, beide Hände gegen die Rückenlehne stemmend.

Der Prinz beobachtete die vorsichtigen, rätselhaften Bewegungen des Professors erstaunt; seine Ungeduld und nervöse Mißstimmung verrieten sich deutlich in dem Klange seiner Stimme und in der heftigen Geste, mit der er den Maler jetzt anredete: „Wollen Sie mich nun ruhig anhören, Herr Professor, oder —“

„Aber natürlich,“ fiel der Professor rasch ein mit einer bei ihm außerordentlich überraschenden Milde und Verbindlichkeit in Ton und Haltung — „mit größtem Vergnügen höre ich. Ich bitte, sich nur ja nicht zu erregen. Ich bin schon ganz Ohr.“

Prinz Egbert begann und berichtete ausführlich, wie die Idee, einmal im Strom des bürgerlichen Lebens unerkannt, unter bürgerlichem Inkognito unterzutauchen, in ihm entstanden sei. Aber er unterbrach

sich sehr bald, denn die Blicke und das ganze Wesen des Malers irritierten ihn und ärgerten ihn. Professor Grothuß schien gar nicht auf das zu hören, was ihm erzählt wurde, sondern schüttelte nur immerfort leise den Kopf und betrachtete ihn mit Blicken, als habe er eine wunderbare noch nie gesehene Erscheinung vor sich.

„Aber was haben Sie denn?“ rief der Prinz, seine Erzählung abbrechend. „Warum sehen Sie mich denn so sonderbar an? Zweifeln Sie denn noch immer —?“

„Bewahre! Wo werd' ich denn?“ beeilte sich der Maler zu erwidern. „Bewahre, mein lieber junger — Pardon: Hoheit, ich glaube Ihnen ja, alles glaube ich. Aber —“ fügte er nach kurzem Zögern vorsichtig, gleichsam sondierend hinzu — „wenn Sie's nicht übel nehmen, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen. Ich habe einen Bekannten, der kennt die Verhältnisse am herzoglichen Hofe aus eigener Anschauung genau. Wenn Sie die freundliche Gewogenheit hätten, mich zu ihm zu begleiten — Sie nehmen's mir doch um Gottes willen nicht übel. Es ist ja nur, weil doch

eine Identifizierung Ihrer Persönlichkeit, eine Bestätigung Ihrer Angaben für beide Teile —"

„Gern — gewiß!" schnitt der Prinz des Malers weitere Entschuldigungen ab. Er kannte ja den mißtrauischen Charakter des Professors und ihm lag vor allem daran, dieser peinlichen Unterredung in der einen oder andern Weise ein Ende zu machen.

„So kommen Sie, mein armer junger — Pardon, wollte sagen: Hoheit — natürlich Hoheit!"

Sie durchschritten nebeneinander den Korridor. Kurz vor der Thür nach dem Flur begegnete ihnen Marie, die einen erstaunten, fragenden Blick auf ihren Herrn heftete. Der Maler machte ihr verstohlene Zeichen und deutete pantomimisch, während ihnen der Prinz, die Thür öffnend, den Rücken kehrte, auf die Stirn, was zur Folge hatte, daß Marie laut aufgeschrieen haben würde, wenn ihr nicht der Professor noch rechtzeitig die Hand auf den Mund gelegt hätte.

Draußen schob Professor Grothuß seinen Arm unter den des Prinzen und führte ihn so vorsichtig und behutsam, als habe er einen Kranken zu geleiten. Auf der Straße stiegen sie in eine Droschke, die sie

nach etwa halbstündiger Fahrt vor einem großen, langgestreckten, institutsartigen Gebäude absetzte, das dem Prinzen nicht bekannt war.

Sie betraten ein bureauartiges Zimmer, in dem ein junger Mensch an einem Pult arbeitete. Der Professor flüsterte ein paar Worte mit ihm. Dann wandte er sich an den Prinzen: „Wollen Sie einstweilen gütigst Platz nehmen, Hoheit — ich rufe meinen Freund und die Sache ist in ein paar Minuten erledigt.“

Der Prinz ging ungeduldig in dem Zimmer auf und ab. Die Situation fing nachgerade an, ihm unheimlich zu werden, um so mehr, als er bemerkte, daß ihn der Bureaumensch unablässig verstohlen beobachtete.

„Was ist das für ein Gebäude?“ wandte er sich fragend an den auf seinem hohen Drehschemel Hockenden.

„Das —“ erwiderte der Gefragte mit einem blöden, verlegenen Lächeln, „das ist eigentlich gar kein Gebäude, wissen Sie, nur so ein einfaches Privathaus — Hoheit!“ Dabei kicherte er in sich hinein, als habe er einen besonders guten Witz gemacht.

Nach einer Weile kehrte der Professor mit einem sehr ernst aussehenden Herrn zurück, der eine Brille trug, hinter der ein paar scharf spähende Augen funkelten.

„Freue mich," redete er den Prinzen ohne weiteres an, „freue mich, Sie bei uns begrüßen zu können, Hoheit. Wollen sich Hoheit gütigst in mein Zimmer bemühen. Ich habe da eine Anzahl von Ansichten und sonstigen Erinnerungen an die herzogliche Residenz und wir können den ungläubigen Professor im Nu überzeugen."

Der Prinz folgte dem ihm Voraufschreitenden ohne jede Entgegnung. Die ganze Art und Weise, mit der man ihm begegnete, fing an ihn zu intrigieren und sein Befremden zu erregen. Sie schritten einen langen Korridor hinab, in den mehrere Thüren mündeten. Ein Mann in einer weiß und blau gestreiften Jacke trat ihnen entgegen.

„Herr Doktor," redete er den Fremden in respektvoller Haltung an, „Herr Doktor, der Mann auf Nummer zwölf ist wieder sehr unruhig."

Aber der Angeredete winkte ärgerlich ab und setzte seinen Weg fort. Endlich öffnete er eine der Thüren und lud den Prinzen ein, ihm voraufzugehen. Es war ein einfaches, bescheiden möbliertes Gemach, das die drei Männer betraten. Neugierig sah sich der Prinz um und bemerkte mit Staunen, daß die Fenster von oben bis unten mit einem feinen Drahtgeflecht versehen waren. Da durchleuchtete ihn endlich die Erkenntnis der Situation: Professor Grothuß hielt ihn für verrückt, für größenwahnsinnig und wollte ihn nun einer Irrenanstalt oder einem Krankenhause, in dem man ihn auf seinen Geisteszustand beobachten sollte, überweisen.

Eine so unbändige Heiterkeit weckte diese Vorstellung in dem Prinzen, daß er sich nicht enthalten konnte, in ein schallendes Gelächter auszubrechen.

Der Professor aber zuckte ganz blaß vor Schrecken zusammen. „Entsetzlich!“ stammelte er und floh davon, seinen Begleiter in der Obhut des Irrenarztes zurücklassend.

XIII.

Der Kammerherr von Degenfeld befand sich in ratloser Verzweiflung. Seine Depesche an den Prinzen in Berlin hatte keine Erwiderung gefunden. Ebensowenig war Oswald Kern zur Abreise nach Deutschland zu bewegen. Was thun?

Während er noch über die schwer zu lösende Frage mit sich zu Rate ging, langte eines Tages der Geheime Kabinettsrat des Herzogs in New York an. Nun war nichts mehr zu verheimlichen und der zerknirschte Höfling hielt es für das beste, ein offenes Bekenntnis abzulegen, nichts zu verschweigen und nichts zu verschleiern.

Der Kabinettsrat sandte einen ausführlichen, telegraphischen Bericht — in Chiffreschrift natürlich — an seinen Chef, den Minister, und erhielt die Weisung, mit dem Kammerherrn nach Europa abzureisen und zwar auf einem englischen Dampfer,

in Southampton ans Land zu gehen und dort weitere Befehle abzuwarten. Zugleich wurde ihm strengste Geheimhaltung anbefohlen und ihm aufgetragen, sich vor der Abreise von seiten des jungen Malers und etwaiger sonst ins Vertrauen zu ziehenden Personen absoluten Stillschweigens über die peinliche Affaire zu versichern.

Oswald Kern verpflichtete sich selbstverständlich ohne weiteres schon im Interesse seines Freundes, des Prinzen, zur Verschwiegenheit. Mister Cunningham war anfangs zwar nicht gerade angenehm überrascht, als er durch den Besuch des herzoglichen Beamten die Bestätigung erhielt, daß der Verehrer seiner Tochter in der That nur ein einfacher Maler und kein Prinz sei, aber er fand sich doch mit guter Miene in die veränderte Sachlage und sagte gern, nachdem er durch den Titel Konsul und durch die Verleihung eines herzoglichen Ordens in bessere Laune versetzt worden, völlige Diskretion zu.

Weniger rasch konnte sich Miß Milli mit der Wendung der Dinge befreunden; sie weinte einen ganzen Tag vor Ärger und Enttäuschung, und eine

ganze Woche lang stattete sie weder Besuche ab noch nahm sie solche an. Auch der arme Oswald Kern fand, als er seine Abschiedsvisite machen wollte, verschlossene Thüren im Cunninghamschen Palast. Um so leichter fügte sich der junge Maler dem Wunsche des Geheimen Kabinettsrats, der ihn ersuchte, für einige Zeit New York zu verlassen. Er machte einen Ausflug nach dem wilden Westen Amerikas und als er nach einigen Wochen in die nordamerikanische Metropole zurückkehrte, empfing ihn Miß Milli liebenswürdiger als je und die öffentliche Verlobung wurde ohne weiteres Zaudern publiziert.

Die kluge Amerikanerin gab sich vor allen ihren Freundinnen den Anschein tiefster Zärtlichkeit für Oswald Kern, so daß man allgemein den Eindruck hatte, es handle sich hier von beiden Seiten um eine reine Neigungsheirat. Dadurch beugte Miß Milli allem Spott vor, dem sie sonst als sitzengebliebene Braut des Pseudo-Prinzen sicherlich nicht entgangen wäre. Auch tröstete sie sich mit der Hoffnung, daß sie, wenn auch nicht als Gemahlin des Prinzen und künftigen Herzogs, doch als Gattin des besten Freun-

des des Thronfolgers dereinst eine erste Rolle am herzoglichen Hofe spielen werde . . .

Der Herzog und seine Vertrauten befanden sich indes in nicht geringer Aufregung. Das unerhört kecke Schelmenstück, das Prinz Egbert im Verein mit dem Maler Oswald Kern unter Mitwissen des Kammerherrn von Degenfeld sich erlaubt, überbot noch bei weitem alle seine früheren Streiche, durch die der unbedachte junge Thronfolger das fürstliche Prestige vor der Einwohnerschaft der Residenz bloßgestellt. Gelangte auch noch diese neueste Laune des prinzlichen Übermuts zur öffentlichen Kenntnis, so erlitten Autorität und Respekt unberechenbaren Schaden. Die Geschichte würde mit den üblichen Ausschmückungen und Hinzudichtungen in der Presse die Runde machen und der herzogliche Hof war dem Gelächter der ganzen Welt preisgegeben.

Dem Herzog und seinem Hofmarschall standen die Haare zu Berge. Glücklicherweise war durch die umsichtige und energische Handlungsweise des Geheimen Kabinettsrats, der sich bereits unterwegs nach England befand, die Möglichkeit, alles zu einem

guten Ende zu führen, nicht ausgeschlossen. Es hieß nur, den Prinzen rechtzeitig nach Southampton zu dirigieren und ihn von dort aus in Begleitung seines Gouverneurs und des Geheimen Kabinettsrats die offizielle Rückreise in die Heimat antreten zu lassen. Niemand in der Residenz ahnte vorläufig auch nur das Geringste und bis vielleicht doch ein Körnchen Wahrheit aus dem engen Kreise der Hofgesellschaft in die breitere Öffentlichkeit durchsickerte, war längst Gras über die Geschichte gewachsen und ein einfaches Dementi genügte, etwaige hinterher auftauchende Gerüchte zum Schweigen zu bringen.

Wo aber war der Prinz?

Der Geheime Kabinettsrat hatte mitgeteilt, daß laut Aussage des Kammerherrn von Degenfeld und des Malers Oswald Kern Prinz Egbert in Berlin unter dem Inkognito eines Schriftstellers Paul Reimann sich aufhalte. Um den Kreis der Mitwissenden möglichst einzuschränken, reiste Baron von Kottwitz selbst nach der Hauptstadt des Reiches ab. In Berlin begab er sich sofort zum Polizeipräsidenten und ersuchte, ohne dem ihm natürlich sehr höflich

entgegenkommenden Beamten die volle Wahrheit preiszugeben, den Aufenthaltsort des herzoglichen Unterthans Schriftstellers Paul Reimann erkunden und ihm mitteilen zu wollen.

Das Resultat der sofort vorgenommenen polizeilichen Nachforschungen wurde schon wenige Stunden später dem Hofmarschall in seinem Hotel überbracht, das, was der alte Höfling mit flimmernden Augen las, versetzte ihn in einen Zustand dumpfer Betäubung.

Die polizeiliche Mitteilung lautete: „Der Schriftsteller Paul Reimann befindet sich zur Zeit in der Krankenanstalt des Doktors Stein zur Erforschung seines Geisteszustandes. Allem Anschein nach ist der junge Mann infolge geistiger Überanstrengung und anderer sekundärer Umstände an unheilbarem Größenwahnsinn erkrankt. Der Kranke bildet sich ein, Seine Hoheit der Erbprinz Egbert von X. zu sein, und er hält trotz aller Bemühungen, ihn davon abzubringen, mit der den meisten Irren eigenen Beharrlichkeit an dieser fixen Idee fest.“

Die alte Höflingsseele erzitterte im tiefsten Innern. War je so etwas erlebt! Seine Hoheit

der Erbprinz im Irrenhause! Es kostete Herrn von Kottwitz eine erhebliche Willensanstrengung, um das lähmende Entsetzen, das ihn angesichts dieser Nachricht erfaßte, von sich abzuschütteln.

Als ihm dies endlich einigermaßen gelungen, machte er sich unverzüglich auf den Weg nach der ihm bezeichneten Anstalt. Tief erschüttert trat er vor den ins Sprechzimmer Geführten mit wankenden Knieen, vor Aufregung blaß, während der Prinz ihm gefaßt, lächelnd entgegenging und ihm mit den launigen Worten die Hand reichte: „Gott sei Dank, daß Sie kommen, lieber Kottwitz! Die Geschichte wurde mir nun nachgerade lästig. Ja, ja, es ist ein ganzer Roman, den ich erlebt habe, seit wir uns nicht gesehen."

Der Arzt machte anfangs ein sehr verblüfftes Gesicht, setzte sich dann aber, eine Intrigue witternd, energisch zur Wehre, als der Hofmarschall die Herausgabe des Prinzen verlangte. Es bedurfte erst der Vermittelung der Behörde, die der Hofmarschall nun notgedrungen ins Vertrauen ziehen mußte, um den Irrenarzt von der Identität des Prinzen zu überzeugen.

Prinz Egbert empfand ein zu aufrichtiges Mitleid mit dem wahrhaft erbarmungswürdigen Zustand des Höflings, als daß er zu den bisherigen Überraschungen, die den Hofmarschall in einen Zustand fieberhafter Erregung und äußerster geistiger Depression versetzten, noch die Mitteilung seines mit Else Grothuß geschlossenen Liebesbundes hätte hinzufügen mögen. Er begnügte sich, dem Professor und Else briefliche Nachricht zu senden und reiste dann mit seinem Begleiter, der ihm nicht von der Seite ging, nach England ab. In Southampton logierten sie sich in einem Hotel ein, um hier die Ankunft des Kammerherrn und des Geheimen Kabinettsrats zu erwarten, die wenige Tage später erfolgte.

Tags darauf wurden die Bewohner der herzoglichen Residenz durch eine von dem „Anzeiger", dem man offiziöse Beziehungen zur Regierung und zum Hofe nachsagte, publizierte Mitteilung in ebenso großes Staunen wie freudige Rührung und Erregung versetzt. Die betreffende Notiz lautete:

„Seine Hoheit der Erbprinz kehrt von seiner Amerikareise zurück, einige Monate früher als ur-

sprünglich geplant war. Der Grund dieser beschleunigten Heimkehr des Prinzen ist in dem leidenden Zustand Seiner Hoheit des Herzogs zu suchen, der zu seiner Beruhigung die Anwesenheit des Thronerben dringend wünscht. Prinz Egbert ist gestern mit seinem Begleiter, dem Kammerherrn von Degenfeld, im tiefsten Inkognito in Southampton gelandet und von dem Hofmarschall Baron von Kottwitz sowie von dem Geheimen Kabinettsrat Müllner begrüßt. Seine Hoheit wird übermorgen in unserer Residenz zurückerwartet."

Der Bahnhof war von einer dichten Menschenmenge belagert, die gekommen war, dem heimkehrenden Erbprinzen einen freudigen Empfang zu bereiten. Freilich, der Zutritt zu dem Perron selbst war nur einer auserwählten Schar Bevorzugter gestattet. Da war zuerst der Herzog mit seinem Hofstaat, der Minister, der Kommandeur der in der Residenz garnisonierenden Truppen und der Bürgermeister mit einer Deputation der Stadtverordneten anwesend.

Als der Zug einlief, intonierte die vor dem Bahnhofsgebäude aufgestellte Militärkapelle die

Nationalhymne, und die zu beiden Seiten des Bahnhofs harrende Menge brach in ein begeistertes Hurra- und Hochrufen aus und schwenkte enthusiastisch Hüte und Taschentücher. Der Prinz sprang mit jugendlicher Elasticität aus dem Coupé und eilte auf seinen durchlauchtigen Oheim zu, der ihn umarmte und im Angesicht der mit respektvoller Rührung zuschauenden Höflingsschar zweimal auf die Wangen küßte. Dann reichte der hohe Herr sowohl seinem Hofmarschall sowie dem Geheimen Kabinettsrat, die sich im Gefolge des Prinzen befanden, huldvoll die Hand, während er, was von allen Anwesenden mit geheimem Staunen bemerkt wurde, achtlos an dem Kammerherrn von Degenfeld vorüberging, den er weder eines Grußes noch eines Blickes würdigte.

Während der Herzog mit dem Hofmarschall ein paar Worte wechselte, drängten sich die Herren vom Hofe und die sonst erschienenen Würdenträger um den Erbprinzen, um ihn ehrerbietigst zu begrüßen. Man gestattete sich allerlei Bemerkungen und Fragen, die alle auf des Prinzen eben überstandene Amerikareise Bezug hatten.

Seine Hoheit sähen außerordentlich frisch und wohl aus. Ob Seine Hoheit auch an der Seekrankheit gelitten und ob denn die „Kerle da drüben“ auch einigermaßen civilisierte Menschen seien.

Der Prinz antwortete freundlich auf jede Frage, wobei beständig ein eigentümliches, stilles Lächeln um seine Mundwinkel zuckte.

Endlich gelang es auch dem Vertreter der Stadt, sich zu dem Erbprinzen hindurchzukämpfen. Der Bürgermeister räusperte sich und holte dann zu einer Rede aus, die er sich am Tage vorher sorgfältig einstudiert hatte und die er nun um keinen Preis zurückgehalten hätte.

„Eure Hoheit begrüßen wir,“ sagte er, „unterthänigst und freudig bewegt auf heimischem Boden, während sich zu den Gefühlen schuldiger Ehrfurcht noch die Empfindungen hoher Bewunderung und gerührtesten Dankes hinzugesellen. Eure Hoheit haben mutig, keine Gefahren und keine Strapazen scheuend, den Ozean durchkreuzt, haben ferne Länder und Weltteile durchmessen, um draußen in der Fremde, fern der sicheren, ruhigen Heimat, ethnographischen Studien

obzuliegen. Zu tiefem Dank sind wir Euer Hoheit verpflichtet, denn die Erfahrungen und Kenntnisse, die Eure Hoheit auf der Amerikafahrt gesammelt, werden Euer Hoheit dereinstigem Herrscherberufe und somit auch uns und unseren Kindern zu gute kommen —“

Der Erbprinz legte zwar durch deutliche äußere Zeichen seine Ungeduld und Nervosität an den Tag, er vermochte es jedoch nicht über sich, der bürgermeisterlichen Beredsamkeit direkt einen Damm entgegenzusetzen und wer weiß eine wie lange Ausdehnung die oratorische Leistung des Stadtoberhauptes noch genommen, wenn nicht plötzlich der Herzog mit den Worten herangetreten wäre: „Schon gut, lieber Herr Bürgermeister, schon gut. Der Prinz dürfte von der Reise ermüdet sein. Wir danken Ihnen, wir danken Ihnen allen, meine Herren.“

Damit legte er seinen Arm in den des Prinzen und verließ mit ihm den Bahnhof, um die vor der Halle haltende Equipage zu besteigen. Von fortwährenden brausenden Hochrufen begleitet, fuhren die beiden hohen Herren Seite an Seite durch die festlich

geschmückte Stadt dem herzoglichen Schlosse zu. Am Marktplatz hob der Prinz, der unablässig nach rechts und links dankte, zufällig den Blick zu dem großen Hotel empor, das in stattlicher Länge den Platz auf der einen Seite zur Hälfte flankierte. Ein freudiges Staunen malte sich in seinen Zügen und eine jähe Röte schlug in seinem Gesicht empor. Dann schwenkte er so freudig den Hut, daß es dem Herzog auffiel.

„Irgend jemand von Distinktion?“ fragte der Herzog, der die ganze Zeit über schweigend, fast finster dagesessen.

„O nein — nein,“ stammelte der Prinz verlegen, „niemand von Bedeutung.“

Oben im Hotel zog Professor Grothuß seine Tochter vom Fenster und machte ein wütendes Gesicht. „Er ist es — wahrhaftig er ist es!“ wetterte der grimmige alte Herr. „Da soll ja doch gleich ein heiliges Kreuzdonner —“

Er unterbrach sich jäh, denn Else schwankte blaß und zitternd in seinen Armen und wäre beinahe zu Boden gesunken. Mit einem dumpfen, halberstickten Weheschrei, in dem sich der ganze Schmerz eines an

seinen süßesten Hoffnungen verzweifelnden Menschen-herzens ausdrückte, warf sie sich ihrem Vater an die Brust und drückte das thränenüberströmte Antlitz an seine Schulter.

XIV.

Die nächsten Tage brachten heftige Auseinandersetzungen zwischen dem Herzog und dem Prinzen Egbert. Das Ende war, daß Prinz Egbert nach Schloß Tiefenau abreiste, um, wie in der Zeitung verlautete, die fürstlichen Eltern nach seiner Rückkehr aus Amerika zu begrüßen. Daß aber dieser Reise noch irgend ein anderes wichtiges Motiv zu Grunde lag, ging aus dem überraschenden Ereignis hervor, das zwei Tage darauf die staunende Residenz in nicht geringe Aufregung versetzte.

Prinz Adolf, der Bruder des Herzogs, der seit Menschengedenken nicht mehr in der Residenz gewesen, traf eines Abends ohne alles Gefolge, mit dem gewöhnlichen Schnellzug in der Stadt ein, um dem regierenden Herrn einen Besuch abzustatten. Und sonderbar, nicht Prinz Egbert, wie man hätte erwarten sollen, sondern der jüngere Bruder desselben,

Prinz Egon, begleitete den Vater. Um einen bloßen Höflichkeitsbeweis konnte es sich bei diesem überraschenden Besuch kaum handeln, denn unmittelbar nach dem Eintreffen der Prinzen fand eine lange, geheime Unterredung des Herzogs und seines Bruders statt, und tags darauf wurden stundenlange vertrauliche Konferenzen des Herzogs mit seinem Kabinett abgehalten, an denen auch Prinz Adolf und Prinz Egon teilnahmen.

Erst acht Tage später wurde der staunenden Residenz durch den „Anzeiger" die Kunde, daß Prinz Egbert, seinem eigenen Wunsch zufolge, von der Thronfolge zurückgetreten sei und daß an seiner Stelle Prinz Egon als künftiger Thronerbe im Residenzschlosse Wohnung genommen habe. —

Indes hatte sich Prinz Egbert von Tiefenau aus nach Berlin begeben und vom Bahnhof direkt in die Wohnung des Professor Grothuß. Marie, das ostpreußische Dienstmädchen, machte ein süß-saures Gesicht, als sie dem Prinzen die Thür öffnete; aber dann gewann doch der Respekt vor allen anderen Empfindungen die Oberhand in ihr und sie knickste

so tief, wie sie es nur irgend fertig brachte und geleitete den Prinzen, in einem fort knicksend und allerlei konfuses Zeug im Dialekt ihrer Heimat durcheinander schwatzend, in das Wohnzimmer.

Professor Grothuß und seine Tochter befanden sich in dem wohlbekannten Gemach, das den Prinzen so traulich anheimelte. Aber die Mienen, mit denen man seinen Eintritt begrüßte, waren nichts weniger als einladend. Der Maler warf drohende Blicke, seine Stirn runzelte sich und die Röte zorniger Erregung stieg ihm ins Gesicht. Else stand bleich, bewegungslos, wie angewurzelt, in den Blicken ein Gemisch von Schmerz, Vorwurf und Liebe.

Aber nur eine kurze Sekunde stutzte der Eintretende, dann erhellte ein Sonnenstrahl innigster Liebe und Freude sein Antlitz und seine Arme erhoben sich gegen Else. Und sie — sie konnte sich nicht länger zurückhalten, einer unwiderstehlichen, inneren Macht folgend, eilte sie dem Geliebten entgegen.

„Else!" rief Professor Grothuß wütend und stampfte zornig mit dem Fuß auf und nach ein paar

heftigen Schritten nach dem Prinzen hin sagte er mit der alten unveränderten Geradheit und Schroffheit: „Das — das ist meine Wohnung, und wer mich beleidigt, dem gegenüber gebrauch' ich mein Hausrecht, wer es auch sei. Meine Tochter ist mir zu schade für fürstliche Liebeshändel."

Der Prinz aber lächelte und Else noch immer in seinen Armen haltend, entgegnete er: „Aber Herr Professor, habe ich nicht bereits bei Ihnen um Elses Hand angehalten? Ich wiederhole meinen Antrag heute in aller Form und bitte Sie herzlich, mir Ihre Tochter zur Gattin zu geben."

„Zur Ga—Gattin?" stammelte der Professor, im Nu besänftigt. In seinen harten, runzeligen Zügen arbeitete es heftig und seine Augenlider blinzelten ganz eigentümlich.

Die überraschende Erklärung, an deren Möglichkeit er und Else offenbar gar nicht gedacht hatten, machten ihn völlig sprachlos, und er konnte seinen Gefühlen während der ersten Minuten keinen anderen Ausdruck geben, als daß er dem fürstlichen Schwiegersohn mit krampfhaftem Druck die Hand schüttelte und

seinen Liebling, seine Else, in einem bei ihm ganz seltenen Zärtlichkeitsausbruch stumm an seine breite Brust drückte.

Noch an demselben Abend wurde im engsten Kreise eine vorläufige kleine Verlobungsfeier abgehalten, zu der nur das Gutzeitsche Ehepaar und des Prinzen vier Berliner Freunde geladen wurden.

Die vier jungen Künstler staunten nicht wenig, als sie über die Persönlichkeit ihres Freundes, mit dem sie während des letzten Jahres so intim und zwanglos verkehrt hatten, nun volle Aufklärung erhielten. Eine gewisse Scheu und Befangenheit machte sich anfangs bei ihnen geltend, aber als erst der gute Rheinwein aus des Professors Keller den Gästen Freiheit und Schwung verlieh, da fanden sie rasch den alten, ungezwungenen Ton wieder.

Vollert, der Dichter, brachte einen schwungvollen Toast auf „unsern verehrten durchlauchtigen Freund" aus, Lindner setzte sich ans Klavier und versuchte allerlei Motive, die ihm während des

Mahles gekommen waren. Hoch und teuer gelobte er, daß er zur Vermählungsfeier des jungen Paares einen Hochzeitsmarsch komponieren wolle, der sich sogar neben dem bekannten Marsch aus Lohengrin würde hören lassen können. Fichter, der Maler, erbot sich, für die nächste Kunstausstellung ein Porträt des Prinzen zu malen, und Paulsen, der Student, der inzwischen wirklich den Übergang vom Polytechnikum zur Hochschule für Musik vollzogen, erklärte, daß er den „Roman des Prinzen“ in einer modernen lyrischen Oper behandeln werde, die sich „gewaschen haben“ sollte.

Am nächsten Tage reiste Prinz Egbert mit Else und dem Professor nach Schloß Tiefenau ab, um Braut und Schwiegervater seinen Eltern vorzustellen. Schon zwei Monate später fand die Hochzeit statt. Der Senior des fürstlichen Hauses, Seine Hoheit der regierende Herzog, erschien zwar nicht in Person zur Vermählungsfeier, aber er betraute doch den Hofmarschall Baron von Kottwitz mit seiner Vertretung, der im Namen seines Herrn dem jungen Paar als Hochzeitsgabe die Stiftungsurkunde eines für den

Prinzen und seine Nachkommen bestimmten großen Majorats darbrachte.

Else Grothuß erhielt von dem Herzog den Titel einer Gräfin von Tiefenau. Auch Prinz Egbert nahm diesen Namen an und er ließ sich als Graf von Tiefenau trauen, um eine Ehe „zur linken Hand" zu vermeiden und um zu verhüten, daß seine Kinder dereinst einen anderen Namen führten als ihr Vater.

Nach der Hochzeitsreise nahm das junge Paar seinen Wohnsitz auf dem ihm vom Herzog geschenkten großen ländlichen Besitztum, dessen Bewirtschaftung und Verwaltung der ehemalige vom Herzog ungnädig entlassene Herr von Degenfeld als gräflicher Kammerdirektor leitete.

Prinz Egbert, nunmehr Graf Tiefenau, nahm, nachdem solchergestalt seine persönlichen Angelegenheiten in einer alle Teile zufriedenstellenden Weise geordnet waren, seine unterbrochene litterarische Thätigkeit wieder auf und da sich inzwischen seine Welt- und Menschenkenntnis nicht unerheblich erweitert hatte, so konnte er nun tiefere und höhere

Probleme zur Behandlung wählen, als es ihm ehedem in Berlin möglich gewesen. Aber auch in anderer Weise bethätigte er sein lebhaftes Interesse für die verschiedenen Zweige der Kunst. Er begründete eine Stiftung für arme aber begabte Kunstjünger, indem er in einem Flügel seines Schlosses eine Anzahl von Zimmern eigens für diesen Zweck bestimmte. Hier erhielten jahraus jahrein sechs Kunstjünger — sowohl junge Schriftsteller wie Musiker und Maler — ihre Wohnung und volle Verpflegung sowie ein bescheidenes Jahrgehalt, damit sie in völliger materieller Unabhängigkeit sich mit voller Kraft ihren künstlerischen Arbeiten widmen konnten.

Zur Einweihung dieses Instituts, das den Namen des Grafen Tiefenau in der Künstlerwelt rasch zu einem bekannten und beliebten machte, erschien auch Oswald Kern mit seiner interessanten jungen Gattin aus Amerika. Natürlich waren auch die vier Berliner Freunde des Prinzen: Vollert, Lindner, Fichter und Paulsen geladen, denen für das laufende Jahr vier der Freistellen zugedacht waren.

Die Festrede des Stifters erwiderte Vollert, der Dichter, mit einem begeisterten Lobspruch auf den Grafen, den „hochherzigen und verständnisvollen Freund der Musen, der aus eigener Anschauung kennen gelernt, wo den jungen Künstlern der Schuh drücke“ und der mit seiner „höchst preiswerten Stiftung eine Lücke ausgefüllt, um die der Staat sich bisher leider nicht in der wünschenswerten Weise“ bekümmert habe . . .

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Zapp, Arthur,

Des Erbprinzen Weltreise Humoristischer Roman von Arthur Zapp

Berlin [1895]